Öffentlicher

Schulpreis.

Bild
2066

I Preis

für

Pauline Riedinger

Schülerin der untern Abth:
der 3ten Mädchenklasse
zu den Barfüßern
Augsburg den 25 Aug. 1848
Ulr. Klotz
Schullehrer.

AUGSBURG

Deutsches Lesebuch

von

Dr. K. E. P. Wackernagel.

Erster Theil.

Deutsches Lesebuch

von

Dr. K. E. P. Wackernagel.

Erster Theil.

Siebenter unveränderter Abdruck.

Stuttgart,

Verlag von S. G. Liesching.

1847.

Stadtbibliothek Augsburg

Vorwort.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältnis desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt ertheilt werden müße, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemeßen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so laße ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Theil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Theil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wißen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

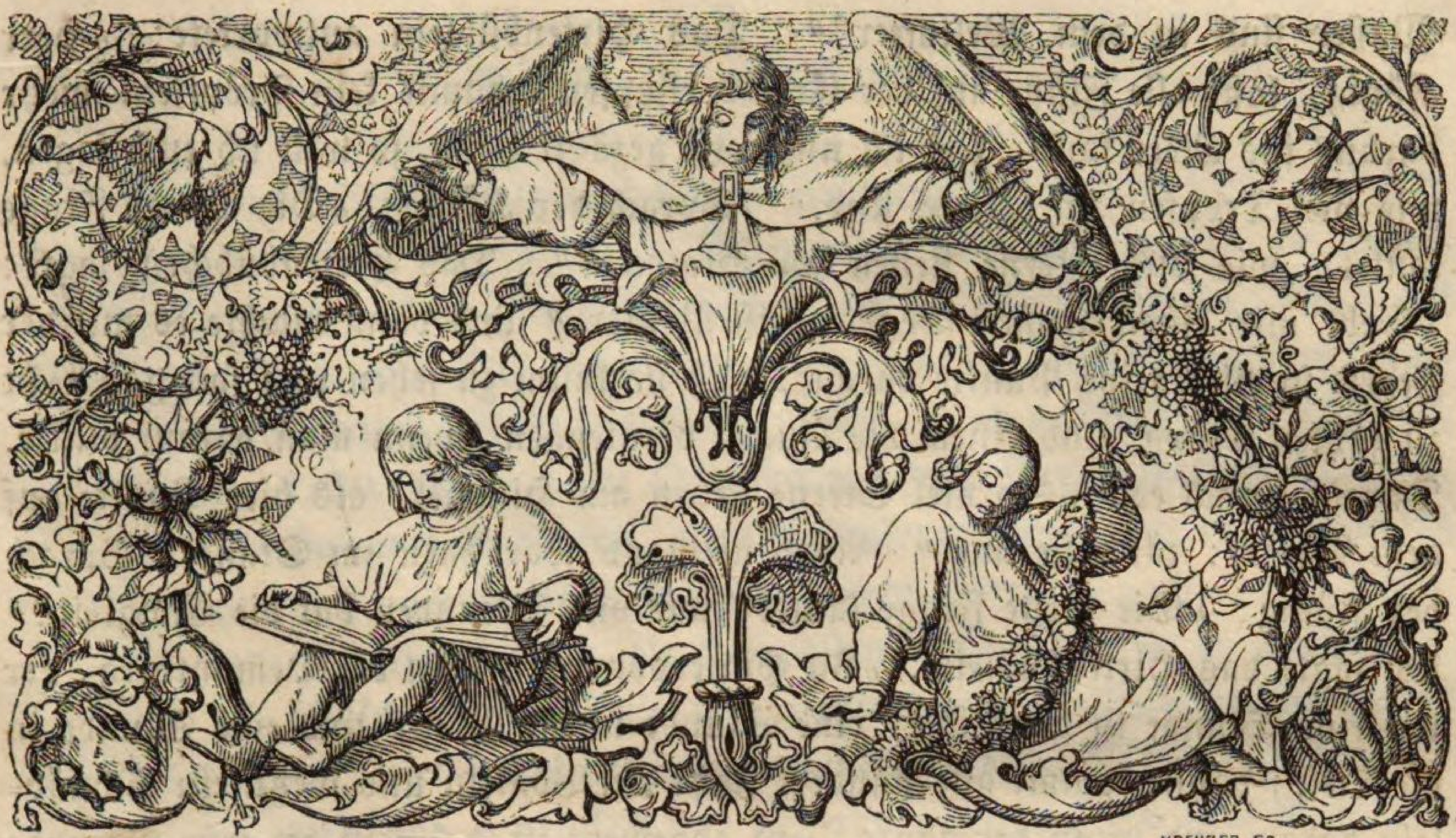
Stetten, den 8. August 1842.

K. E. P. W.

Erster Theil.

DAs Schöne stammet her vom Schonen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Rohen.



1.

Das Frühlingsmahl.

(Von W. Müller.)

GOtt hat gedeckt die Tische
in seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömts aus allen Blüten
herab von Strauch und Baum,
Und jede Blüt ein Becher
voll süßer Düfte Schaum!

Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger!
hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
aufs Knie und denk an mich."

2.

Das Hirtenbüblein.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte es nicht, und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet: wie viel Tropfen

Waßer sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüße auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer lauft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier," und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergiengen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt sie nur." Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei."

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schloße wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

3.

Der Vogel am Fenster.

(Fabel, von Wilhelm Hey.)

An das Fenster klopft es, pick! pick!
„Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
habe kein Futter, erfriere bald.
Liebe Leute, o laßt mich ein,
will auch immer recht artig sein."

Sie ließen ihn ein in seiner Noth;
er suchte sich manches Krümchen Brot,
blieb fröhlich manche Woche da:
doch als die Sonne durchs Fenster sah,
da saß er immer so traurig dort;
sie machten ihm auf: husch, war er fort.

4.

Des Vogels Freude.

(Von Deinhardstein.)

In blauer Luft
über Berg und Kluft
läßt du lustig dein Lied erklingen,
Schwebest hin und her
in dem blauen Meer,
dir zu kühlen die luftigen Schwingen.

Wo die Wolke saust,
wo der Waldstrom braust,
kannst du auf, kannst du nieder schweben,
So mit einem mal
aus der Luft ins Thal:
ach, was führst du ein herrliches Leben!

5.

Der Knabe im Feldlager.

(Aus dem Lebensfrühling. Berlin 1824.)

Ein preußischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Briefe unter andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stund des Morgens früh auf, gieng in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschirte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preußischen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu eßen und zu trinken und ließ ihn passiren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und der Schaar, worunter sein Vater stund, und ward zu dem Hauptmann des letztern gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preußischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalte des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt,“ sagte der Hauptmann, und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausgangs, mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude floßen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch diesen Auftritt äußerst gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen etwas, daß sie sich gütlich thun und pflegen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner, über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise,“ sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu eßen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen.“

So trat er denn seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Cüstine geführt, der ihn durch einen Dollmetscher scharf aus-

forschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preußischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn," sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß du nicht wieder irre gehen mögest."

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimat wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübnis, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das, was die Leser schon wißen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

6.

Um ein reines Herz.

(Von H. G. Neuß.)

Ein reines Herz, Herr, schaff in mir,
schleuß zu der Sünde Thor und Thür,
Vertreibe sie und laß nicht zu,
daß sie in meinem Herzen ruh.

Dir öffn' ich, Jesu, meine Thür,
ach komm und wohne du bei mir,
Treib all Unreinigkeit hinaus
aus deinem Tempel und Wohnhaus.

Laß deines guten Geistes Licht
und dein hellglänzend Angesicht
Erleuchten mein Herz und Gemüth,
o Brunnen unerschöpfter Güt.

Und mache dann mein Herz zugleich
an Himmelsgut und Segen reich,
Gib Weisheit, Stärke, Rath, Verstand
aus deiner milden Gnadenhand.

So will ich deines Namens Ruhm
ausbreiten als dein Eigenthum,
Und dieses achten für Gewinn,
wenn ich nur dir ergeben bin.

7.

Der Hund von St. Bernhard.

(Aus den Alpenrosen. Siehe H. O. Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. Seite 154.)

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von Bergen umschloßen die ewiger Schnee bedeckt, steht die höchste menschliche Wohnung in

der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirten und ihnen alle Hilfe angedeihen zu laßen. In den acht oder neun Monaten des Jahrs, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelauwinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken und Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hiebei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

8.

Knabe und Hündchen.

(Fabel, von W. Hey.)

Knabe.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
ordentlich gerade sitzen lern.

Hund.

Ach, soll ich schon lernen und bin so klein,
o laß es doch noch ein Weilchen sein!

Knabe.

Nein, Hündchen, es geht am besten früh,
denn später macht es dir große Müh.

Das Hündchen lernte, bald wars geschehn,
da konnt es schon sitzen und aufrecht gehn,
getrost in das tiefste Waßer springen
und schnell das Verlorne wieder bringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

9.

Die sonderbare Mauer.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen. Rotweil. Nr. 58.)

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Krieges in großen Aengsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend, der nächtliche Himmel war bald da bald dort von Feuersbrünsten roth wie Blut. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf, und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges" kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten." Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indes gieng die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber Morgens sich vor die Thüre wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde stunden, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf festen Grund gebaut."

10.

Fritz Oberlin.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Eine Bäuerin bot in Straßburg Eier in einem Korbe zum Verkauf aus. Zwei muthwillige Knaben rannten an den Korb, stießen denselben um und machten sich mit Lachen davon. Der kleine Oberlin, später Pfarrer im Steinthal, sah diesen Streich der losen Knaben mit an. Ungesäumt lief er nach Hause, holte seine wohlgefüllte Sparbüchse, kehrte alsbald zurück und schüttelte all sein Geld in die Schürze der Bäuerin. Auf das Schnellste entfernte er sich wieder und die Bäuerin konnte ihm nicht einmal danken.

Ein andermal gieng Oberlin bei einer Trödlerin (die mit alten Sachen handelt) vorüber. Ein armes Weib handelte um ein altes Kleidungsstück;

es fehlten ihr nur noch zwei Groschen zum geforderten Preise. Sie mußte vom Ankaufe des benöthigten Kleides abstehen und gieng betrübt davon. Fritz Oberlin bemerkte den Handel; er wartete nur auf den Augenblick des Weggehens der Armen; alsdann gieng er schnell zur Trödlerin, drückte derselben die zwei Groschen in die Hand und sagte leise zu ihr: Rufet jetzt die arme Frau zurück und laßet ihr den Rock. Er aber gieng eilend davon.

11.

Sonnenkäfer.

(Gemeinnützige Naturgeschichte, von H. O. Lenz. Gotha 1836. III. S. 272.)

MAn nennt diese niedlichen Käfer, insbesondere den bekanntesten unter ihnen, den Siebenpunkt, auch Marienkäfer, Muhkühchen, Herrgottskälbchen u. s. w. Sie thun nirgends Schaden, stiften dagegen viel Nutzen, indem ihre sehr beweglichen Larven auf allen Pflanzen herumklettern und einzig von Blattläusen leben. Die Käfer nähren sich von derselben Speise, nehmen aber weit weniger zu sich. Man sieht sie fast allenthalben herumkriechen, zuweilen auch fliegen, und findet sie selbst mitten im Winter in Häusern, wo sie entweder in der warmen Stube herumlaufen, oder bei milden Tagen und Sonnenschein auch an die Fenster kalter Theile des Hauses kriechen. Mit beginnendem Frühjahr sind sie allenthalben, erstarren bei eintretender Kälte und laufen kurz darauf beim Sonnenschein wieder neben dem Schnee herum. Um einzelne Pflanzen oder Gewächshäuser von Blattläusen zu befreien, kann man nichts beßeres thun, als die Larven, oder wenn man diese nicht findet, die Käferchen selbst hineinzusetzen. Greift man letztere an, so ziehen sie gewöhnlich Beine und Fühlhörner an sich und stellen sich todt; zugleich laßen sie aus jedem Kniegelenk einen gelben, eigenthümlich riechenden Tropfen treten.

12.

Marienwürmchen.

(Wunderhorn. I. Seite 235.)

MArienwürmchen, setze dich
auf meine Hand, auf meine Hand,
ich thu dir nichts zu leide!
Es soll dir nichts zu leid geschehn,
will nur deine bunten Flügel sehn,
bunte Flügel, meine Freude!

Die böse Spinne spinnt sie ein:
Marienwürmchen, flieg hinein,
deine Kinder schrein so sehre!

Marienwürmchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt, die Kinder schrein,
so sehre, wie so sehre!

Marienwürmchen, fliege hin
zu Nachbars Kind, zu Nachbars Kind,
sie thun dir nichts zu leide;
Es soll dir da kein Leid geschehn,
sie wollen deine bunten Flügel sehn,
und grüß sie alle beide!

13.

Doktor Allwißend.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz gieng ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen, und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja," sagte der Doktor, „das ist bald geschehen: erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwißend, und laß das oben über deine Hausthüre nageln." Der Bauer that alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwißend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wißen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf, und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwißend wäre? „Ja, der wär er." „So sollte er mitgehen, und das gestohlene Geld wieder schaffen." „O ja, aber die Grethe, seine Frau, müßte auch mit." Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kommen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst miteßen. „Ja, aber meine Frau, die Grethe, auch," sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüßel schönem Eßen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der erste," und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Eßen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb," und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüßel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten giengs nicht beßer, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüßel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen, und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebse.

Der Bauer sah die Schüßel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wolltens ja gerne herausgeben, und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es gieng ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, gieng wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber, und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her, und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin, und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwißend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wers gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

14.

Räthsel um Räthsel.

(Nach dem Wunderhorn, II. Seite 407.)

Es Knabe, ich will dir
was zu rathen aufgeben,
Und wenn du es rathest,
so kriegst du es eben.

Was für eine Straße
ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum
ist ohne Laub?

„Die Straße auf der Donau
ist ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum
ist ohne Laub."

Was für ein König
ist ohne Land?
Was für ein Waßer
ist ohne Sand?

„Der Zaunkönig
ist ohne Land,
Das Waßer in dem Auge
ist ohne Sand."

Was für ein König
ist ohne Thron?
Und was für Knechte
haben keinen Lohn?

„Der Kartenkönig
ist ohne Thron,
Und die Stiefelknechte
haben keinen Lohn."

Welches schöne Haus
hat weder Holz noch Stein?
Welcher große Strauß
hat keine Blümelein?

„Das kleine Schneckenhaus
hat weder Holz noch Stein,
Der große Vogel Strauß
hat keine Blümelein."

Was für ein Herz
thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag
hat keine Nacht?

„Das todte Herz
thut keinen Schlag,
Und der allerjüngste Tag
hat keine Nacht."

15.

Der Diogeneskrebs.

(Gemeinnützige Naturgeschichte von H. O. Lenz. Gotha 1836. III. Seite 148.)

Es gibt einen kleinen, im Meere lebenden Krebs, welchen man Diogeneskrebs oder Bernhardskrebs nennt; derselbe wird etwa fingerslang und hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er zu seiner Wohnung ausgestorbene Schneckenhäuschen wählt, in die er seinen Schwanz steckt und vorn herausguckt, auch damit herumkriecht. Zuweilen wohnt er auch in andern Löchern. Wird ihm sein Häuschen zu klein, so sucht er sich ein neues. Oft läßt er sich eher in Stücke reißen, als daß er sich herausziehen ließe. Er ist häufig an den europäischen Küsten. Aehnliche gibt es in Ostindien, die einem so viel Aerger machen. Legt man nämlich schöne Schneckenhäuser zum Bleichen an den Strand, so kommen sie über Nacht, tragen sie fort und laßen dafür ihr altes, abgeriebenes Haus liegen. Will man sie herausziehen, so wehren sie sich tapfer und kriechen immer tiefer hinein; hält man dann den Wirbel des Schneckenhauses an eine glühende Kohle, so springen sie heraus; doch gibt es auch welche, die sich darin braten laßen.

16.

Fuchs und Ente.

(Fabel, von W. Hey.)

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
komm doch einmal her an das Ufer gleich:
ich hab dich schon lange was wollen fragen.
„Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen;
du bist mir so schon viel zu klug,
drum bleib ich dir lieber weit genug."
Herr Fuchs der gieng am Ufer hin,
und war verdrießlich in seinem Sinn;
es lüstete ihn nach einem Braten,
das hatte die Ente gar wohl errathen.
Heut hätt er so gerne schwimmen können,
nun mußt er ihr noch das Leben gönnen.

17.

Der Fuchs.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder, von G. Ch. Raff. Göttingen 1833. Seite 457 ff.)

Fuchs, rede! Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Mährchen darfst du allen=

falls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine ißest.

Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare, — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, freße Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bißen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gerne freße ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich eben so wohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen.

Ist es wahr Fuchs, daß du keine eigene Wohnung bauest, sondern andre Thiere aus der ihrigen verdrängest?

Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich zu Durchstreichung meiner Gegend weit beßer anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache daßelbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahr vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse, und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dieß mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Oerter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauerhöfe ein, und erwürge alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages oder ein Geräusch

im Haus eine Warnung gibt, mich davon zu machen, und für dießmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu laßen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen.

Eben so mache ich es auch auf den Vogelheerden und Donstrichen. Hat sich da ein Krametsvogel oder eine Schnepfe oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor, und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager, und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und freße die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Und das geht dir alles so ungestraft hin?

O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in Einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen, und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Athem habe zu laufen, laße ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Ueberfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nicht, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich todt, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und laße mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Man steckt ihn in die Muffe und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

Du hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?

Nein. Wie viel denn?

Dreißig bis vierzig, und einige Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler.

Ei, das wäre sehr viel! — Soll ich Ihnen nun erzählen, wie ich mich von meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füße dazu nöthig zu haben? und wie ich bei dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit Krebse fange?

Gut, erzähle! Wir hören dir ganz gern zu. Aber du weißt wohl, daß man diese Geschichten nicht für wahr hält.

Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich sie gern alle auf einmal los sein will, so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu oder sonst so etwas in die Schnauze, gehe sodann rückwärts, doch sehr langsam, und allmählich, immer tiefer ins Waßer, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals, und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plötzlich unter, und laße es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal aller dieser häßlichen Peiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich Krebse an meinen wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will.

18.

Trau, schau, wem?

(Von Sebastian Franck.)

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: Das hör ich gern! und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: Was siehst du? Der Hahn antwortete: Ich sehe einen Jäger mit Hunden von Ferne. Der Fuchs sprach: Da bleib ich nicht. Antwortet der Hahn: Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben. Der Fuchs sagte: Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!

19.

Fuchs und Hahn.

(Fabel, von W. Hey.)

Fuchs. Wer räth mir ein Räthsel? wer ist so klug?
Hahn. Komm, sag mirs, ich habe Verstand genug!

Fuchs. Einen Kopf hat er voll von Hinterlist,
eine Schnauze, die gern was Gutes frißt,
jetzt kommt er gesprungen und packet dich!
Hahn. O weh mir Armen! jetzt frißt er mich!

Der arme Hahn! er sollte sich wahren;
das gar zu gescheit sein bringt Gefahren.
Er kannte den Fuchs, er hätte nicht sollen
ihm seine Räthsel errathen wollen.
Nun hats ihn gereut zu tausend Malen,
nun muß ers mit seiner Haut bezahlen.

20.

Der schlaue Pilgrim.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein.)

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Weges zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Eßen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren; er muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts eßen, als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Waßersüpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen,

Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgrim, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!" so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ich's freilich beßer verdauen. Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgrim, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!" so antwortete er: Ei, wenn ihr anstatt des Waßers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darin, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüßel legte, so sagte er: Vergelts euch Gott! Gebt mir jezt Brot, so will ich die Suppe eßen. Hierauf streifte er die Aermel seines Pilgergewandes zurück, sezte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den lezten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Aermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: Frau Wirtin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen von dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.

21.

Die Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 51.)

Fleiß und Arbeit lob ich nicht,
Fleiß und Arbeit lob ein Bauer!
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit werd ihm sauer.
Faul zu sein sei meine Pflicht,
Diese Pflicht ermüdet nicht.

22.

Mährchen von der Unke.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde, und hatte sein Schüßelchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine

Unke gekrochen, und senkte ihr Köpfchen in die Schüßel, und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder, und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort bloß die Milch trank, und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bißchen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken." Seine Mutter aber hörte, daß es mit Jemand sprach, kam heran, und als sie die Unke erblickte, schlug sie sie todt. Und das Kind, das, seit die Unke mit ihm gegeßen hatte, schön und groß geworden war, magerte von dem Augenblicke an ab, und starb bald darauf.

23.

Die Bettlerin.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 88.)

Zur Zeit der Theurung gieng eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendeßen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brot, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schloßes aber sprach: Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirteten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
so erndtet man in jener Welt.

24.

Lied eines Armen.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin so gar ein armer Mann
und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
war ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Theil,
seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh ich blühn,
ich seh die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
den Sorg und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
in froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
so herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
so liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
so red ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
dein holder Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
und setze mich ans Mahl.

25.

Adams Tod.

(Von Herder.)

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen," sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort, und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch," sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stund. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger, (so flehete er) und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum."

Schnell stund der glänzende Cherub da, und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!"

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier.“

Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses. Da erhob sich seine Seele: „Kinder,“ sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge, sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfieng; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüten unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

26.

Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Du lieber, heilger, frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
und rechte Kinder Gottes sein;

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
in unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
damit wir sollen himmlisch sein:

Du lieber, heilger, frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein,
o mache mir das Herze rein!
O bade mir die Seele hell
in deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich ein Engel Gottes sei,
in Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
du heilger Christ, das schenke mir!

27.

Morgen.

(Von W. Hey.)

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
wie hab ich geschlafen sanft die Nacht!

Hab Dank, im Himmel du Vater mein,
daß du hast wollen bei mir sein!
Nun sieh auf mich auch diesen Tag,
daß mir kein Leid geschehen mag.

28.

Der Negersohn.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Küste Afrikas wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen, und sah, da er von dem Gläubiger gedrängt ward, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter," sagte der unglückliche Mann, „als meine Person. Willst du also, so verkaufe mich, wenn es dir beliebt." Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Drauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie es Sitte ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine ganze Ladung eingenommen hatte. Vor der Abfahrt aber kam ein junger Neger, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande, und erklärte, daß er Willens sei, für einen der hier versammelten Neger einzutreten. Der dänische Arzt, der herbei gerufen ward und ihn untersucht hatte, erklärte, daß der Umtausch der Schare des Sklavenhändlers nicht sei. Nun führte man den verlangten ältern Neger herbei. Welch ein Auftritt, als der Sohn seinen Vater in den Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch erlösen zu können. Die Kette ward geöffnet, der Vater befreit und der Sohn eingeschmiedet. Dieser war vollkommen ruhig und bat den Vater dringend, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber tief bewegt zeigte der dänische Arzt den merkwürdigen Vorfall dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen, redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt nach ihrer Heimat zurück.

29.

Gott weiß.

(Von W. Hey.)

Weißt du, wie viel Sterne stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der hellen Sonnenglut?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Waßerflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
daß sie all ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

30.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.

(Von G. H. Schubert. Altes und Neues, III.)

Die kleine Rosina war das einzige Kind sehr armer, aber gottesfürchtiger Eltern. Der Vater lebte als Tagelöhner zu Nickern, in der Pfarrei Lockwitz bei Dresden. Er hatte zwar ein eigenes Häuslein, aber nichts darinnen, als was seine Hände von Tag zu Tag, von Woche zu Woche erwarben, so viel, als eben zur Nahrung und Kleidung für ihn und die Seinen hinreichte. Aber diese seine fleißigen Hände hatten nicht bloß gelernt zu arbeiten, sondern auch sich gern zum Gebet zu falten. Er betete oft und aus Herzensgrunde mit den Seinen, denn er war fromm. Dieser gute Vater war erst dreißig Jahr alt, da führte ihn Gott zum Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstund. Die Krankheit dauerte etliche Wochen. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten ihn oft in seinen letzten Tagen, um ihn zu trösten und zu stärken. Ihm selber war der Trost nicht so von Nöthen, als seiner armen Frau; denn er war ruhig und Gott ergeben, die Frau aber sollte von dem lieben Manne und Versorger scheiden, und es war weder Geld noch Brot in dem Hause, als was mitleidige Seelen ins Haus brachten. In dieser Zeit der Leiden war das Töchterlein des Tagelöhners, damals noch nicht acht Jahre alt, den armen Eltern zum besondern Trost. Wenn der Seelsorger weg war, blieb das Kind an des Vaters Bette sitzen, sang ihm Lieder vor und betete ihm die Sprüche, die es vom Pfarrer gehört oder in der Schule gelernt hatte.

Der Vater starb. Die Wittwe trauerte sehr um ihren frommen, fleißigen Ehemann und weinte oft viel. Da tröstete das Mägdlein immer die Mutter, wenn sie diese so weinen sah, mit schönen Trostsprüchen aus der heil. Schrift, die sie in der Schule gehört hatte, oder mit Versen aus guten christlichen Liedern, zum Beispiel aus dem kinderfrommen Liede des Hans Sachs „Warum betrübst du dich mein Herz," mit dem Vers: „Ach Gott, du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich; mein Vertrauen steht zu dir," und mit dem Vers aus Paul Gerhardts Liede:

„Schickt uns Gott ein Kreuz zu tragen, bringt herein Angst und Pein, sollt ich drum verzagen.“ Oder sie sagte zu der sorgenden Mutter: „Liebe Mutter, weinet nur nicht, wir wollen recht beten und arbeiten; wenn ich aus der Schule komme, will ich fleißig Strohhüte flechten, der liebe Gott wird uns nicht verlaßen.“

So vergieng fast ein Jahr nach des Vaters Tode; die Wittwe hielt mit ihrem einigen Kinde sparsam und treulich Haus, und beide hatten durch Gottes Segen keinen Mangel. Das Mägdlein gieng fleißig zur Schule, flocht nach der Schule eben so fleißig Stroh zu Hüten; seine einzige äußerliche Unterhaltung und Freude war eine Henne, die sich die kleine Waise vom Küchlein auferzogen und mit den abgesparten Brotkrumen ernährt hatte. Eines Tages, in der Erntezeit, geht die Mutter zu einem Bauer in dem nächsten Dorfe, um bei diesem Hafer rechen zu helfen, das Mägdlein aber geht nach seiner Gewohnheit in die Schule, und setzt sich, sobald es nach Hause gekommen, vor die Thüre seiner Hütte hin, um Stroh zu Hüten zu flechten. Da kommt ein Nachbarsmädchen von zwölf Jahren, ein Kind von sehr wilder Art, und will Rosinen nöthigen, mit ihr herumzuspringen und Muthwillen zu treiben. Die kleine, fromme Waise will das nicht. Hierüber erzürnt, reißt das stärkere Nachbarmädchen sie zu Boden und kniet ihr auf den Leib, bis das Kind vor Schmerzen laut aufschreit. Als die Mutter Abends von der Arbeit nach Hause kommt, klagt ihr die Kleine, was ihr geschehen sei. Die Mutter aber meint, es werde ihr wohl nicht viel Schaden gethan haben, und geht mit dem Kinde schlafen. Am Morgen aber klagt dieses sehr über Schmerz in seinem Leibe, kann schon nicht mehr aufstehen, und auch durch die von einem guten Arzte in Dresden verordneten Arzneimittel werden die Schmerzen nicht gelindert, sondern immer nur größer. Da bittet das Mägdlein seine Mutter, sie solle ihm doch den Seelsorger holen laßen, daß er mit ihr bete wie mit ihrem Vater, denn sie werde sterben. Die Mutter sagte: „Mein liebes Kind! wen hätte dann ich? Du bist noch mein Trost. Du wirst ja nicht sterben wollen!“ Das Kind antwortet: „Liebe Mutter! Gott muß euer Trost sein, vertraut nur ihm. Wißet ihr nicht, wie wir singen: Weil du mein Gott und Tröster bist, dein Kind du wirst verlaßen nicht. Laßt mir nur den Herrn Pfarrer holen.“

Die Mutter erfüllte denn des Kindes Wunsch; der Pfarrer kam. Das arme Waislein bezeugte eine große Freude über des Seelsorgers Gegenwart, betete sehr herzlich, ja wahrhaft brünstig und gab dem Pfarrer zu erkennen, daß es ein innig beständiges Verlangen nach dem Himmel habe. Da fragte die Mutter abermal: „Liebes Kind, warum willst du denn so gerne sterben, du bist ja noch so jung.“ Das Kind antwortete: „Es ist ja im Himmel beßer, dort komme ich zu meinem lieben Herrn Jesus und ihr werdet schon auch

nachkommen. Indessen lobe ich mit meinem Vater den lieben Gott und den Herrn Jesum. Weinet ihr nur nicht um mich."

Die Krankheit währte bis an den neunten Tag. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten in dieser Zeit das selige Kind oft. Ja wahrhaftig selig, schon auf seinem Lager der Schmerzen. Denn sie fanden es immer betend und wie es glaubensfroh seine Mutter tröstete, dabei mitten in den sehr großen Schmerzen der Entzündung geduldig und still wie ein Lämmlein. Am Tage vor seinem Ende sagte es zu seiner Mutter: „Der Herr Pfarrer hat mich so oft besucht und mit mir gebetet, und ihr habt nichts, daß ihr ihm geben könnt. Ach, schenkt ihm doch meine Henne, wenn ich todt bin, und ich laße ihn bitten, er soll immer damit vorlieb nehmen."

Am neunten und letzten Tage der Krankheit waren etliche christliche Nachbarinnen bei dem Mägdlein. Da bittet dieses, man solle ihm doch das Lied vorsingen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern." Und als das Lied fast zu Ende, schläft das Kind darüber sanft und süß ein.

Seliges Kind! wäre mein Herz wie dein Herz, so treu, so ohne Falsch; wäre einst mein Ende wie dein Ende! — Ja, von solchen Seelen heißt es: Diese sind Jungfrauen und folgen dem Lamme, wohin es geht!

31.

Kinderabendlied.

(Von W. Hey.)

Bald ist es wieder Nacht,
ja wieder Nacht,
mein Bettlein ist gemacht.
Drein will ich mich legen
wohl mit Gottes Segen,
weil er die ganze Nacht,
die ganze Nacht
gar treulich mich bewacht.

Dann schlaf ich ruhig ein,
ja ruhig ein,
gar sicher kann ich sein:
Vom Himmel geschwinde
kommen Engelein linde
und decken still mich zu,
ja still mich zu,
und schützen meine Ruh.

Und wirds dann wieder hell,
ja wieder hell,
dann wecken sie mich schnell.
Dann spring ich so munter
vom Bettlein herunter:
hab Dank, Gott Vater du,
Gott Vater du,
ihr Englein auch dazu!

32.

Die Hirtenflöte.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 66.)

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die

geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thüre und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohseßel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht,
ists, was uns Menschen glücklich macht.

33.

Hirtenreigen.

(Von Johannes Falk.)

Was kann schöner sein,
was kann edler sein,
als von Hirten abzustammen!
Da zu aller Zeit
arme Hirtenleut
selbst zu Königswürden kamen.

Moses war ein Hirt mit Freuden,
Joseph mußt in Sichem weiden;
Selbst der Abraham
und der David kam
von der Hürd und grünen Weiden.

Ja, der Herr der Welt
kam vom Himmelszelt,
um bei Hirten einzukehren!
Laßt uns jeder Zeit
arme Hirtenleut
halten drum in großen Ehren.

Die auf Gold und Seid sich legen,
sollten billig dieß erwägen:
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht veracht't
und in Krippen dargelegen.

34.

Dornröschen.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht

zu laßen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie eßen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem funfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da gieng es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüßel und als es umdrehte, sprang die Thüre auf und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!“ sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so gieng die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fiengen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Athem hatte, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es gieng aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke: es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verfloßen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch gieng; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß; da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da gieng er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen, und oben drüber den König und die Königin. Da gieng er noch weiter und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuſs. Wie er ihm den Kuſs gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da giengen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhub sich, flackerte und kochte das Eßen und der Braten brutzelte fort; der Koch gab

dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

35.

Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein, das hat gesprochen:

Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an;
Dürft ich wünschen, wie ich wollt,
wünscht ich mir Blätter von lauter Gold.

Wies Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ists aufgewacht;
Da hat es goldene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz,
goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
gieng der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald:
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ists wieder aufgewacht;
Da hat es glasene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh,
kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die glasenen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ists aufgewacht,
Da hatt es grüne Blätter fein;
das Bäumlein lacht,
Und spricht: Nun hab ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch.

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachens aus,
das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hats Bäumlein denn gelacht,
und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
geh 'naus, siehs selbst, doch rührs nicht an.

Warum denn nicht?
Weils sticht.

36.

Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.

(Aus W. Sterns zweitem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Landmann gieng mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Buche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Aesten, mit dem Kopfe abwärts, hängen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhub vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, geberdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg, und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt gieng man ihm nach; da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hieng, lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug giengen. So brachte er sie zu rechter Zeit noch zu dem Baum, auf welchem sein Herr hieng, und der Verunglückte ward gerettet. — Der andre Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben, erhub seine Stimme so stark er konnte, um durch sein Bellen andre Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe zu veranlaßen.

37.

Die Störche.

(Fabel, von W. Hey.)

1.

Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn?
warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?
„Es wird so kalt und schaurig hier,
uns friert, drum ziehen von dannen wir.“
Fliegt hin denn, mit eurem leichten Gefieder,
doch Störche, das bitt ich, kommt recht
bald wieder!

Und wie sie waren fortgeflogen,
da kam der Winter hergezogen;
Das leere Nest auf dem Dache droben
das streut' er mit Federn voll bis oben:
Doch mocht es ein kaltes Lager sein,
da konnte sich wohl kein Storch dran freun.

2.

„Die Sonne scheint, der Sommer ist nah,
nun sind auch wir Störche wieder da.
Wir haben im fernen Land unterdessen
nicht unser liebes Nest vergeßen:
Da stehts noch, nun wollen wirs putzen und hüten
und still drin wohnen und fröhlich brüten."

Sie bauten es aus mit Holz und Stroh,
sie waren so eifrig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,
da hörte man bald gar mancherlei Klang:
Fünf Störchlein reckten die Köpfchen herauf
und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

38.

Der Kranich.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1836. II. Seite 327 ff.)

Der Kranich kann eine Länge von vier Fuß und darüber erhalten, ist aschgrau mit nacktem rothem Scheitel, schwarzer Kehle und zerschlißenen hintern Flügel-Deckfedern, die aufgerichtet werden können.

Die Kraniche wandern in großen Schaaren und zwar immer in zwei Reihen, die vorn in einen Winkel zusammen stoßen, wo einer der stärksten den Anführer macht, der öfters abgelöst wird. Bei diesen Zügen laßen sie ihre weittönende Stimme hören, die wie Irr-gorr klingt. Ihr Flug ist leicht und schön und öfters so hoch, daß man nur ihr Geschrei vernimmt, ohne sie selbst zu erblicken.

In der Gefangenschaft wird der Kranich außerordentlich zahm und zeigt eine Fähigkeit zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen, die Staunen erregt.

Der Freiherr von Seiffertitz erhielt im Jahr 1822 zwei junge Nestkraniche, die sich in einem Stall sehr bald an die Nahrung von Fröschen und Brot, in langen Stücken in Waßer geworfen, gewöhnten. Allmählich lernten sie, sich beim Namen rufen zu laßen, mischten sich unter menschliche Gesellschaft und nahmen selbst von Fremden, was ihnen gereicht wurde, ohne Scheu an. Außer Gemüse und Obst verzehrten sie Brot, Fleisch, Zwieback, kleine lebendige Thiere und zumal gern Insekten. Doch rupften sie auch wohl Blätter ab. Sie tranken sehr viel. Mit der Zeit verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des Orts Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit großen Hühnerhunden aus einer Schüßel. Der Besitzer ließ ihnen die Flügel nicht lähmen, sondern nur einige Schwungfedern verschneiden, so daß sie sich immer noch auf funfzig Schritte hoch in den Lüften herumtummeln konnten. Zuweilen waren sie halbe Tage verschwunden, stellten sich aber jedesmal in der Nacht in ihrem Stall wieder ein.

Wahrscheinlich durch Bosheit wurde dem Männchen der Flügel zerschmettert. Seine Schwester bezeugte sich sehr theilnehmend und als treue Wärterin, auch ließ sie Niemand nahe zu dem Kranken. Durch geschickten

Verband wurde der Bruch glücklich geheilt. Kaum war jedoch dieser Vogel hergestellt, als seine Schwester gleiches, noch traurigeres Schicksal traf, denn sie überlebte die Verletzungen nicht. Während der Krankheit betrug sich jetzt der Bruder ebenso theilnehmend; als sie aber todt war, gerieth er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zu dem Besitzer gelaufen, suchte die Schwester mit dem Schnabel aufzurichten, und auf alle Weise seinen Schmerz zu beweisen. Herr von Seiffertitz ließ ihn entfernen und den todten Vogel wegtragen. Kaum war er wieder frei, als er alles im ganzen Haus zu durchsuchen anfieng, ja darauf drang, daß ihm verschloßene Zimmer des Erdgeschoßes geöffnet werden mußten, und die Treppen hinaufeilte. Endlich verschwand er auf mehrere Tage; am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle, und auf eine Drohung gieng er allein in seinen Stall, den er von nun an nicht mehr verließ.

Er ertrug die Winterkälte ganz gut, und im kommenden Frühjahr wurde er kräftiger und suchte wiederum die Gesellschaft. Hier wählte er sich denn einen ganz eigenen Freund, den Bullochsen des Rittergutes. Die starke Baßstimme dieses Thieres schien auf ihn einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf die Weide, besuchte ihn öfter im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn, und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stand er ganz aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwartete. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte er förmlich seinen Adjutanten, gieng zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen, und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fieng allmählich an, einiges Interesse für ihn zu zeigen, und ihn wenigstens zu rufen. Doch nur vor ihm bewies der Kranich wahren Respekt, über alle anderen Thiere des Dorfs maßte er sich die Oberherrschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt streng auf Ordnung, bei der Viehheerde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes. Unter dem Hausgeflügel litt er durchaus keinen Streit, bei der geringsten Fehde eines jeden Bewohners stellte er sich als Schiedsrichter ein und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden weit schonender als Gänse und Truthühner behandelt.

Diese und noch eine Menge kleiner von ihm erzählten Züge beweisen, bis zu welchem vorzüglichen Grade auch Thiere sich in freundlichen Sitten ausbilden können. Es ist lediglich eine bequeme Art mancher Menschen von beschränkten Verstandeskräften, solchen Schilderungen den gemeinen Zweifel der Uebertreibung entgegen zu setzen, als ob nicht jedes Gemälde sein richtiges Auge verlangte, um es nach Verdienst zu schätzen. Hier, wo wohl Niemand

den Argwohn willkührlicher Zuthat hegen kann, spricht die einfache Darstellung schon für sich selbst: und nichts ist in der vorliegenden Geschichte dieses Vogels, was mit seiner allgemeinen Natur unverträglich wäre.

Aus den weitern Erzählungen des Berichterstatters wäre allenfalls noch hinzuzufügen, daß jener Kranich eine besondere Furcht vor aller schwarzen Farbe, selbst schwarzen Truthühnern, insbesondere vor dem Essenkehrer zeigte. Daß er sich aus den Vorüberziehenden ein Weibchen wählte, welches jedoch, zu sehr beunruhigt, nach acht Tagen wieder verschwand, und daß, da die Bullochsen des Guts immer bald wieder verkauft wurden, er seine Zuneigung stets auf den Nachfolger übertrug, gehört gleichfalls zu seiner Lebensgeschichte. Vor einem Meßer zeigte er große Angst, dagegen beschaute er sich gern im Spiegel, indem er einen Kameraden darin zu erblicken glaubte. Noch vier Jahre später befand sich dieser Kranich auf dem erwähnten Gute, war aber von einem Mastochsen, den er zur Ordnung bringen wollte, im Stalle niedergestoßen und so getreten worden, daß der Besitzer verzweifelte, ihn ganz wieder herzustellen.

Die Alten kannten diese Vögel sehr gut, sprachen viel von ihnen und bezeichneten sie als Sinnbild der Wachsamkeit.

39.

Wachtel wacht.

(Wunderhorn, I. 159.)

Hoert, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt:
lobet Gott! lobet Gott!
mir kommt kein Schauder, sie sagt;
Fliehet von einem ins andre grün Feld,
und uns den Wachsthum der Früchte vermeldt,
rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
Danke Gott! danke Gott!
der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:
guten Tag! guten Tag!
wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud,
schüttert die Federn, und strecket den Leib,
wendet die Augen gen Himmel hinzu:
Dank sei Gott! Dank sei Gott!
der du mir geben die Ruh.

Blinket der kühlende Thau auf der Haid,
werd ich naß! werd ich naß!
zitternd sie balde ausschreit,
Fliehet der Sonne entgegen und bitt,
daß sie ihr theile die Wärme auch mit;

laufet zum Sande und scharret sich ein:
Hartes Bett! hartes Bett!
sagt sie und legt sich darein.

Kommt nun der Waidmann mit Hund und mit Blei,
fürcht mich nicht: fürcht mich nicht!
liegend ich beide nicht scheu;
Steht nur der Waizen und grünet das Laub,
ich meinen Feinden nicht werde zum Raub,
aber die Schnitter, die machen mich arm!
Wehe mir! wehe mir!
daß sich der Himmel erbarm!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
tritt mich nicht! tritt mich nicht!
liegend zur Erde gestreckt;
Flieht von geschnittenen Feldern hindann,
weil sie sich nirgend verbergen mehr kann,
klaget: Ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid! ist mir leid!
flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
harte Zeit! harte Zeit!
schon kommt der Winter herbei,
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
hin zu dem andern weit fröhlichern Ort,
wünschet indessen dem Lande noch an:
Hüt dich Gott! hüt dich Gott!
fliehet in Frieden bergan.

40.

Unglück der Stadt Leiden.

(Von J. P. Hebel.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tage eilftausend Häuser, welche von vierzigtausend Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stund an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Das walte Gott,“ der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fäßern Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sichs schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm

auf halb fünf stund — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er eßen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüßel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fäßern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gaßen voll Häusern mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und fast nimmer gelöscht werden konnte, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerißen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war; nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmitteln und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

41.

Gottes Treue.

(Von Joh. Friedrich v. Meyer.)

Es steht im Meer ein Felsen,
die Wellen kreißen herum:
Die Wellen brausen am Felsen,
doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt überm Berge
und schaut in das Thal hinab:
Die Winde rasen am Berge,
doch fällt kein Stein herab.

Es zeucht einher ein Wetter
und raßelt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter,
doch eisern steht der Baum,

Des Höchsten ewige Treue
steht fester denn Fels und Turm,
Und grünt und blühet aufs neue
und trotzt dem rasenden Sturm.

42.

Das Lächeln im Tode.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 99.)

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel stunden um sein Sterbebett. Er schien jetzt zu schlafen und lächelte dreimal mit geschloßenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe?

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal giengen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.“

„Das zweite Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreien und sie in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, so gar fürchten und scheuen können.“

Wer sich befleißt, hier fromm zu leben,
dem wird Gott dort den Himmel geben.

43.

Die Sternthaler.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlaßen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach gib mir doch etwas zu eßen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagt: „Gott segne dirs!“ und gieng weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch

etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da that es seine Mütze ab, und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und gab es auch noch hin. Und wie es so stund und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und ward reich für sein Lebtag.

44.

Der gute Hirte.

(Von W. Hey.)

Du lieber Heiland Jesus Christ,
weil du ein guter Hirte bist
Und merkst so treu auf deine Heerde,
daß keins davon verloren werde,

So will ich auch dein Schäflein sein,
will fröhlich folgen dir allein,
Will stets auf deine Stimme hören,
will nie mich wieder rückwärts kehren.

Christus, mein Helfer und mein Hirt,
der treulich für mich sorgen wird,
Und mich behüten, führen, weiden,
in Ewigkeit nicht von mir scheiden.

45.

Rabbi Möir und seine Gattin.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne," fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?" „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiderte er, „und bin ihrer nicht gewar geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie und setzte ihm vor zu eßen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er. — „Vor wenig Tagen," sprach sie,

„gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ „Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sagte Rabbi Möir; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein!“ versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwißen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne,“ jammerte der Vater — „meine Söhne!“ Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müße sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ — „Der Name des Herrn sei gelobet!“ — stimmte Rabbi Möir mit ein.

46.

Morgenlied.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Die Nacht ist nun vergangen,
der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
und alle Bäume fern und nah.

Die frommen Nachtigallen,
die singen laut im Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen,
zum Himmel bringen sie Gesang.

Der Guguk auf den Zweigen
und auch der Zeisig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
will keiner der letzte sein.

47.

Gute Nacht, mein Kind.

(Wunderhorn, Kinderlieder Seite 68.)

Guten Abend, gute Nacht!
mit Rosen bedacht,
mit Näglein besteckt,
schlupf unter die Deck;
Morgen früh, wenns Gott will,
wirst du wieder geweckt.

48.

Die Verwandlung der Insekten.

(Von G. H. Schubert. Lehrb. d. Naturgesch. 1823. S. 128.)

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommneren Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommneren Thieren ist; denn

der größte Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung finden, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist auch wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr freßen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Waßer, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben bis ans Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

49.

Frühlingslied.

(Von L. H. Ch. Hölty.)

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
die kleinen Maienglocken blühn
und Schlüßelblumen drunter,
Der Wiesengrund
ist schon so bunt
und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte.

50.

Pudel.

(Fabel, von W. Hey.)

Wer hat hier die Milch genascht?
hätt ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wärst denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei fürwahr,
einen weißen Bart hast du:
sag mir doch, wie geht das zu?

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
Ei Pudel, was machst du mir für Sachen!
Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?
Da hieng er den Schwanz bis auf die Erden,
und heulte und schämte sich so sehr.
Der naschet wohl sobald nicht mehr.

51.

Der Igel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. Seite 72 ff.)

Der Körper des Igels ist unten mit Haaren, oben mit weißen, braun und schwarz geringelten Stacheln besetzt, und hat eine Länge von zehn bis eilf Zoll; die Ohren sind kurz und auch der Schwanz ist nur einen Zoll lang. Er ist in Europa sehr gemein und bewohnt auch Asien bis zum Jaik. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Zäunen, Getreidefeldern, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer oft selbst gescharrten, mit Laub, Moos, Heu u. s. w. recht weich ausgepolsterten Höhlung, welche er mit eintretendem Froste bezieht und wo er, so lange die Kälte anhält, ruhig schläft. Auch in einer kühlen Kammer schläft er den Winter über recht ruhig. Man findet ihn noch im November und schon Anfangs März bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Passt man ihm in mondhellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren. Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte freßen, so wischt er sich anfangs nach jedem Biße, den er gegeben, wahrscheinlich, weil ihm der scharfe Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er eben so wenig. Birnen, Aepfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern, als thierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am

Boden liegt, und wenn er großen Vorrath findet, so wälzt er sich auch darauf, spießt es mit seinen Stacheln an, und trägt es so nach seinem Versteck. Im Juli oder August bekommt das Weibchen vier bis acht Junge, welche drittehalb Zoll lang und etwas über einen Zoll dick sind. Nur um das Maul stehen kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschloßen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang, und sind anfangs ganz weiß. Nach einem Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch saugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und sich durch keine Qual dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Muth. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine Jungen säugte, acht Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingssitz war. Seine Kopfstacheln waren gesträubt und bildeten eine Art Helm, die Nase tief am Boden hinschiebend nahete er sich und versetzte dem Hamster, der wüthend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helm, bald Biße mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. So wie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wüthend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten dran, zuckt auch kaum vor ihren Bißen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat und ihr Rachen von den Bißen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, vom Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Uebrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Theile er zuerst zu freßen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht acht, zehn, zwölf Biße in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst noch sonst einen krankhaften Zustand erlitten. Auch seine an ihm

saugenden Jungen blieben gesund. Er ist ein giftfestes Thier. Man hat gesehen, wie ein Igel hunderte von spanischen Fliegen ohne Schaden fraß. Ein Arzt wollte einen Igel skeletiren, und gab ihm, um ihn zu tödten, die heftigsten Gifte, unter andern auch Blausäure und Arsenik ein, aber alles vergeblich. Endlich brachte er ihn noch durch Stickstoffgas vom Leben zum Tode.

Der Igel hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Dachse: dasselbe schwarze, kleine, blöde Auge, das fast gar nicht zu sehen scheint, daher er immer dem Geruche folgt; dieselbe Nahrung, dieselbe Langsamkeit; die Winterruh; das Fettwerden im Herbst; das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bosheit; aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Dachses, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen, und Noth genug, eine Schlangen- oder Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eignes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihm mit einem Rüthchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empor.

Der Igel ist ein nützliches, aller Schonung werthes Thier, wo man von Schlangen und Mäusen geplagt wird. Will man ihn aber doch wo wegfangen, so geschieht dieses leicht durch die Rattenfalle, worin eine von den obengenannten Speisen liegt.

52.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

DEnk an, das Büblein ist einmal
spazieren gangen im Wiesenthal;
Da wurds müd gar sehr;
und sagt': Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat gefroren gar sehr,
es sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
das Büblein denkt: da fall ich einmal!
Da fürcht' es sich gar sehr,
und sagt: Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein giengs langsam zu sehr,
es sagt': Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist ein Reiter geritten gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber gib Acht! das gieng wie der Wind,
es gieng dem Büblein gar zu geschwind,
Es hopst drauf hin und her,
und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Er hats gehängt an einen Ast gar hoch,
dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
Ist denn das Büblein gestorben?
Antwort:
Nein! es zappelt ja noch!
morgen gehn wir 'naus und thuns 'runter.

53.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart," sprach er, „mit mir geht man nicht so um! find ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichthum des ganzen Landes herausgeben." Da gieng er voll Zorn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wärens Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehn?" „Ja," antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort; dann kam er wieder und gieng mit seinem Herrn; der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen." Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knieen, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge heraus schießen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da gieng der Jäger mit ihm und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und gieng doch rechts und links kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen!" und gieng mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu, und blies aus dem andern. „Nein! was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da stieg der Bläser herab und gieng mit; und über eine Zeit sahen sie einen, der stund auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei," sprach der Herr, „du hast dirs ja bequem gemacht zum Ausruhen." „Ich bin ein Laufer," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so gehts geschwinder als ein Vogel fliegt." „O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da gieng er mit;

und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! manierlich! setz deinen Hut doch ein Bischen gerad, du siehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darfs nicht thun,“ sprach der andere, „denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde.“ „O, geh mit mir,“ sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun giengen die sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen laßen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden, wer aber verliere, müße auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen laßen.“ Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Nun ward das verabredet und fest gemacht; da schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen.“ Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Waßer aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fiengen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Waßer und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Waßer zurück, und als sie den Laufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben,“ leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen eben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen,“ lud seine Büchse und schoß sie so künstlich auf den Laufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopfe wegschoß, ohne ihm weh zu thun, und ihn aufweckte. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Waßer und

war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr," sprach der Laufer, „jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davontragen sollte, und sie rathschlagten miteinander, wie sie ihn sammt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, eßen und trinken;" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Thüren waren auch von Eisen und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt; da sprach der König zu ihnen: „Nun geht hinein und laßts euch wohl sein;" und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch, und es fieng an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Eßen, als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Thüre und Fenster aber verschloßen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen laßen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerad und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verlosch und die Speisen auf den Schüßeln zusammenfroren.

Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären von der Hitze verschmachtet, ließ er die Thüre öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thüre aufgieng, stunden sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie heraus kämen, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüßeln fest. Da gieng der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht beßer gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch antwortete: „Es ist Glut genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde; ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, so viel du willst." Da antwortete er: „Ja, Herr König, gebt mir so viel als mein Diener tragen kann, so verlang ich eure Tochter nicht." Das war der König zufrieden, und jener sprach noch: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und

es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reiche zusammen kommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den Linnen-haufen auf der Schulter trägt?“ erschrak und dachte, was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechszehn der stärksten Männer tragen; aber jener packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichthum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mir mehr herbei,“ rief er, „die Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammen gefahren werden, die stopfte der Starke mit den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich wills nicht lang besehen,“ sprach er, „und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin stak, gieng noch viel hinein, da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen, und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und gieng mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie der Einzige des ganzen Landes Reichthum forttrug, ward er zornig und ließ alle seine Reiterei aufsitzen, die sollten den sechsen nachjagen und hatten Befehl, dem einen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein, riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!“ „Was,“ sprach der Bläser, „wir sind Gefangene? eher sollt ihr sämmtlich in der Luft herumtanzen,“ hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herabkam; dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag ihm, er soll nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen.“ Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!“ Da brachten die sechs den Reichthum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

54.

Till.

(Von C. F. Gellert.)

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
als vielen, die ihn gern belachen,
und der vielleicht, um andre klug zu machen,
das Amt des Albernen gewählt;
(wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
gieng Till an seinem Wanderstab
den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
allein wenn sie berganwärts stiegen,
war Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so;
wenn ich den Berg hinunter gehe,
so denk ich Narr schon an die Höhe,
die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
allein, wenn ich berganwärts gehe,
so denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.
Willst du dich in dem Glück nicht ausgelaßen freun,
im Unglück nicht unmäßig kränken,
so lern so klug wie Eulenspiegel sein,
im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

55.

Kannitverstan.

(Von J. P. Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte

er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstund, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan;“ und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Het Ey,“ oder auf deutsch: „das Ypsilon.“ Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon stunden ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge,

ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstund, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstund, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

56.

Räthsel.

Wer es macht, der will es nicht,
der es trägt, behält es nicht,
Der es kauft, gebraucht es nicht,
der es hat, der weiß es nicht.

57.

Die drei Feste.

(Von Johannes Falk.)

O Du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt gieng verloren,
Christ ist geboren:
freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ unser Meister
heiligt die Geister:
freue, freue dich, o Christenheit!

58.

Der Solenhofer Knabe.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 207 ff.)

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelaßen werden, und der reine zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfieng diesen Sand ins Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzerne Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über funfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe in mittlerem Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, gieng zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fiengen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu gieng das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen,

und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir eßen und sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hieng, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müße mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küste ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht misbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wißen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen laßen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost gieng er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „Funfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Waßer dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dieß alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüßel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt.

„Er stund,“ antwortete die Wittwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen laßen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Stein-

metzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand= und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unseren bischöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen laßen müßen, die am wohlfeilsten sind."

„So, so!" versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht, und gieng unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle stunden und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlaßen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides

küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden nach dem Andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfieng, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müßen.“

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Eßen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelaßen, und stunden meckernd auf der Gaße oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schaar das Dorf hinunter gieng, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müße ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimat entlaßen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen laßen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster= und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

59.

Des Knaben Berglied.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
seh auf die Schlößer all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh ich hoch im Blauen hier,
Ich kenne sie und rufe zu:
laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wenn die Sturmglock einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret ins Glied
und schwing mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

60.

Die Schlangen.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte. 1823. Seite 165 ff.)

Die Schlangen sind unter allen Amphibien mit Recht für den Menschen die ekelhaftesten und zugleich auch die gefährlichsten. Denn außerdem, daß es unter ihnen welche gibt, die ganze Stiere, wie vielmehr Menschen verschlingen können, sind auch viele von ihnen so giftig, daß ihr Biß nach wenigen Minuten tödten kann. Dieses Gift ist in eignen Bläschen, ober und hinter den hohlen, wie Katzenkrallen gebogenen, vorschiebbaren und zurückziehbaren Giftzähnen enthalten. Die Schlangen, besonders die giftigen, haben meist einen häßlichen, zum Theil etwas moschusartigen Geruch. Sie sind mit mehr oder minder großen Schuppen bedeckt.

Die Klapperschlange, die sich durch häutige, dürre, gliederweise in einander gefügte Klapperstücke am Schwanze unterscheidet, ist eine der abscheulichsten und furchtbarsten unter allen Schlangen, und es ist nur gut,

daß sie so weit von uns, in Amerika und Afrika, lebt. Sie wird zuweilen (doch in den bewohnten Gegenden, wo man sie immer mehr ausrottet, seltner,) sechs Fuß lang und achtzehn Zoll im Umfang gefunden. Ihre tückischen Augen funkeln wie glühende Kohlen im Finstern, die schwarze gespaltene Zunge bewegt sich immer hin und her. Sonst ist die Farbe dieses Thieres traurig und häßlich grau. Jedes Jahr setzt sie am Schwanze ein neues Klapperstück an. Alte Colonisten in Amerika erinnern sich, daß sie sonst welche mit einundvierzig Klapperstücken gesehen haben, jetzt findet man sie nur noch mit zwölf in der Nähe der Colonien. Zum Glück verräth sich die Nähe dieses furchtbaren Thieres, dessen Biß einen Menschen in wenig Minuten tödtet, theils durch den abscheulichen Geruch, den eine solche Schlange von sich gibt, noch mehr aber durch das Klappern des Schwanzes bei jeder Bewegung. Ist es aber naßes Wetter, dann klappert sie nicht und ist so am gefährlichsten. Zuweilen werden wohl Menschen, die von Klapperschlangen gebißen waren, durch die Anwendung der besten Mittel wieder geheilt, aber sie behalten dann für immer an den gebißenen Theilen Schmerzen, die von Zeit zu Zeit heftig wieder kommen, auch bleibt eine Schwäche zurück. Die Klapperschlangen vermehren sich sehr stark, und die Colonisten, die zwar manche, besonders wenn sie im Winter schaarenweise in ihren Löchern erstarrt liegen, umbringen, würden nicht im Stande sein, sich ihrer großen Anzahl zu erwehren, wenn nicht wahrscheinlich diese Thiere, wie alle bösen Thiere, unter einander selbst oft uneins wären, sich bißen und dadurch gegenseitig vergifteten und tödteten. Denn in einem Weibchen hat man oft über siebenzig lebendige Junge angetroffen.

Die Riesenschlange ist schon viel buntfarbiger, auch nicht giftig, wie die Klapperschlange, aber ich möchte doch keine in meinem Hause haben, und noch weniger eine anbeten, wie manche abgöttische Völker thun, die gerade nur das sklavisch ehren, was sie fürchten müßen, nicht, wie wir, einen Gott, der uns liebt und den wir wieder lieben. Denn sie wird in den heißen Ländern, in denen ihre Heimat ist, manchmal über zwanzig Ellen lang und so dick, daß schon Reisende, die durch Grasgegenden kamen, wo eine solche Schlange in der kühlen Zeit der Regenmonate erstarret da lag, sie für einen dicken Baumstamm hielten, aber freilich erschrocken genug davon flohen, wenn sie bemerkten, daß sich der vermeintliche Baumstamm zu bewegen anfieng. Denn diese gefräßige Schlange frißt nicht bloß Menschen, sondern nimmt es auch mit dem großen afrikanischen Büffel und mit starken Tigern auf, und wenn sie solche Thiere, die ihren Durst an den Waßern zu löschen suchen, in deren Nähe die furchtbare Schlange lauert, erpackt und einmal mit ihren Windungen umschlungen hat, da hört man jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um sich stampfen, dann wird aber gleich alles still und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zer=

drückt wie Rohrstäbchen und dann das länglich wie eine Wurst zusammengequetschte Thier hinunterschlingt. Colonistenleute, die ihre kranke zwölfjährige Tochter herausgelegt hatten in die Abendsonne, während sie drinnen das Abendeßen zubereiteten, hörten das Kind auch dumpf schreien, liefen heraus und sahen nun wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Rachen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von den Zähnen derselben so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefreßen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich, wie gelähmt, gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger oder Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr ihr buntes Fell ab und genießen das Fleisch, das so fett sein und so schmecken soll, wie Schweinefleisch.

Die Natter hat am Rücken kleine, am Bauche größere und breite Schuppen, die bis zum After ungetheilt, hinter dem After aber immer in zwei getheilt sind. Von dieser Thiergattung leben besonders in den schönen Palmenländern, wo es so tausendfältige bunte Blumen, so herrliche Früchte und so kostbare Edelsteine gibt, so viele furchtbar giftige Arten, deren Biß in wenigen Minuten tödtet, daß einem schon dieß allein jene schönen Länder gar sehr verbittern kann. Denn wenn man oft seine Hand nach einer prächtigen Blume oder Frucht ausstreckt, oder sich auf einen smaragdgrünen Rasen niedersetzen will, da schießt eine giftige Schlange heraus, und nimmt alle Freuden sammt dem Leben selber weg. Ja, nicht einmal in seinem eigenen Hause ist man davor sicher, und jene Schlangen verbergen sich selbst in den Schlafkammern, fahren plötzlich, wenn man eine Thüre öffnet, auf einen herein, verstecken sich selbst unter den Bettstellen. Darum will ich denn doch lieber in meinem Lande bleiben, wo es zwar keine Palmen- und Bananenfrüchte, aber doch auch nicht so viele giftige Schlangen, Skorpionen und Tiger gibt, und es ist doch gut, daß jedes Land seine Freuden, aber auch jedes in demselben Verhältnis seine Plage hat, und daß, wo viel Lust, auch viel Last ist. Freilich gewöhnen sich die Menschen in den Ländern, wo es die vielen giftigen Schlangen gibt, am Ende so sehr daran, daß ein Missionär, der auf den Nicobar-Inseln wohnte, mit seinen dicken Lederstiefeln, einem Stocke mit einem Stachel und einem großen Filzhut bewaffnet, ordentlich auf den Fang der giftigen Schlangen, (die er für Naturalienliebhaber in Europa sammelte,) wie auf eine Lustjagd ausgieng. Er reizte die Schlange mit dem Stock zum Zorn; wenn sie auf den Stock lossprang, hielt er seinen großen Filzhut wie einen Schild hin, die Schlange biß wüthend hinein, und nun riß er ihr die krummen Giftzähne, die ganz locker in den Kinnladen stehen und sich in den Filz verwickelt hatten, heraus und brachte das Thier um.

61.

Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

(Von Friedrich Rückert.)

AN einem Morgen sahn wir nach den Palmen wieder,
da wars, als hieng ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,

Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
in Schlangenwindungen sich hin und wider bog.

Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange.

An Dicke wie ein Mann und sechzig Fuß an Länge,
so schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.

In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
der Rachen erdennah, weit aufgethan zum Raub,

Weit aufgethan zum Raub ohnmächtger kleiner Thiere,
die ihr Verhängnis trieb zu diesem Jagdreviere.

Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers wars zu hören,
zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören.

Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
und jene ringelte sich in sich selbst empor.

Doch als grad unter ihr er hob den stolzen Nacken,
schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.

Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.

Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
stets mehr und mehr von sich, und schnürt ihm alle Glieder.

In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknäul.

Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.

Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
war hörbar, als sie ihm die ehrnen Rippen brach.

Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
zog sich, um auszuruhn, hinauf ins Palmenblatt.

Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
worüber Nacht es ward und wir sie ließen ruhn.

Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schaar
von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.

Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.

Sie konnte sich getraun, den Tiger ohne Graun
zu tödten, aber nicht, den Todten zu verdaun.

62.

Die Kartoffel.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 121.)

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte, und dazu schrieb, „die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte," aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen laßen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Samenknollen gemeint, die oben am Kräuterich hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch hergieng. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüßel, und der Hausherr stund auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament *) kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich und es war nur schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da hieß denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfen laßen. Aber eines Morgens, im Herbste, gieng er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären? und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun gieng dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

---

*) Parlament heißt in England die Versammlung der Stände des Landes.

63.

Abendlied eines Bauersmanns.

(Von Matth. Claudius. Sämmtl. Werke, III. Seite 10.)

Das schöne große Taggestirne
vollendet seinen Lauf; [Stirne,
Komm, wisch den Schweiß dir von der
lieb Weib, und dann tisch auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
hier unterm Apfelbaum:
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
denn hör, mich hungerts sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
wenn er nicht schläft, mit her.

Es leuchtet uns bei unserm Mahle
der Mond, so silberrein,
Und kuckt von oben in die Schale
und thut den Segen drein.

Nun, Kinder, eßet! eßt mit Freuden,
und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
bin arm und bin doch reich!

64.

Der Brotbaum.

(Von Funke. Naturgeschichte. 1805. II. S. 323 ff.)

Der Brotbaum ist ein sehr wohlthätiges Geschenk für diejenigen Länder, in welchen unsere gemeinen Getreidearten wegen zu großer Hitze nicht wohl fortkommen. Er wächst theils in Ostindien, theils und vorzüglich auf den Inseln der Südsee, und wird ungefähr so groß wie eine mittelmäßige Eiche; die Blätter sind anderthalb Fuß lang und enthalten einen milchigen Saft. Die Frucht ist länglichrund, fast von der Gestalt einer Melone. Die samentragende soll zuweilen hundert, gemeiniglich aber nur zwanzig bis dreißig Pfund wiegen; die ohne Samen erreicht höchstens die Größe eines Menschenkopfes. Unter der rauhen, grünen Rinde derselben befindet sich ein weißes, schwammichtes Fleisch, so locker wie neugebackenes Brot. Die völlig reife Frucht sieht gelb aus und enthält einen widerlich süßen Brei, der aber selten und nur mit Vorsicht genoßen wird, weil er ungesund sein soll. Gewöhnlich nimmt man die Frucht vor der Reife ab, schneidet sie geschält oder ungeschält in drei bis vier Theile, wickelt sie in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen; denn ungeröstet kann sie nicht gegeßen werden. Nach dieser Zubereitung schmeckt sie wie Weizenbrot, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist. Man bereitet sie aber auch noch auf eine andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen. Sodann wirft man das von der Rinde und dem Fruchtkern abgesonderte Fleisch in tiefe, gepflasterte Gruben, bedeckt es mit Blättern und Steinen und läßt es gähren. Von diesem gegohrenen oder durchgesäuerten Teige bildet

man kleine Brote, wickelt sie in Blätter und bäckt sie auf heißen Steinen. So hält das Brot sich länger, als wenn es ungegohren geröstet wird, daher es die Taheitier auf weiten Reisen mit sich nehmen.

Der Brotbaum läßt sich in jenen Ländern sehr leicht fortpflanzen. Drei Bäume ernähren einen Mann beinahe ein ganzes Jahr, und zehn derselben sind für eine nicht allzu zahlreiche Familie hinreichend. Das Holz ist weich und gelblich, und wird zwar zu allerlei Arbeiten benutzt, nimmt aber keine Politur an. Aus dem Splinte bereitet man Zeuge, und die Blätter dienen theils zum Einwickeln der Frucht beim Rösten und Backen, theils statt Tischtücher beim Speisen. Die abgefallenen männlichen Blüten werden als Zunder benutzt. Der Saft, welcher nach gemachten Einschnitten aus dem Stamme hervordringt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, und mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß, einen festen Kitt.

Man hat bisher vergebens versucht, diesen nützlichen Baum in Südeuropa anzupflanzen; doch hat man die Hoffnung eines glücklichen Erfolges noch nicht aufgegeben.

65.

Sprüche.

Deine eigne Hand dich nähren soll,
so lebst du recht und es geht dir wohl.

Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist beßer als viel Geld und Gut.

Laß deinen Mund verschloßen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

Schweigen bis zu rechter Zeit
übertrifft Beredtsamkeit.

Es ist auf Erden keine beßere List,
als wer seiner Zunge Meister ist.

Im Unglück hab einen Heldenmuth;
trau Gott, es wird noch Alles gut.

Still von Mund und treu von Handen
macht frei reisen in allen Landen.

Wer auf jede Feder acht,
nie das Bette fertig macht.

Wer sein Bette macht am Morgen,
braucht den Tag nicht mehr zu sorgen.

Gute Sprüche, weise Lehren
soll man üben, nicht bloß hören.

66.

Hans im Glück.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir mein Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den

Weg nach Haus. Wie er so dahin gieng und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „Wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferd saß und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen und er fieng an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sichs Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wär auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewis. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mirs beliebt, Butter und Käse dazu eßen; hab ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand

sich in einer Haide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen,“ dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben.“ Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Ledermütze unter, aber, so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!“ rief er, und half dem armen Hans auf. Hans erzählte was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal, und erholt euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Thier! das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste.“ „Hört, Hans!“ sprach da der Metzger; „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh laßen.“ „Gott lohn euch eure Freundschaft,“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch gienge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fieng an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus bringe. „Hebt einmal,“ fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja,“ sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fieng er darauf an, „mit eurem Schwein mags nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fiengen, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward

bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Noth! ihr wißt hier herum beßern Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans." „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß ihr ins Unglück gerathet." Er nahm also das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber gieng, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimat zu. „Wenn ichs recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vortheil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraustränfeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stund da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Scheere, und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen, und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch gehts wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" „Dafür habe ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt ihrs nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist ein wenig schadhaft, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts, als eure Gans geben; wollt ihr das?" „Wie könnt ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen?" und reichte ihm die Gans hin. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf, und gieng mit vergnügtem Herzen weiter;

seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!“ rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen, und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich und wollte sich zum trinken bücken: da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt habe. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

67.

Die beiden Wächter.

(Von C. F. Gellert.)

Zween Wächter, die schon manche Nacht
die liebe Stadt getreu bewacht,
verfolgten sich aus aller Macht
auf allen Bier- und Brantweinbänken,
und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
einander bis aufs Blut zu kränken.
Denn keiner brannte von dem Spahn,
woran der andre sich den Tabak angezündet,
aus Haß den seinen jemals an;
kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
den Feinde jemals Feinden angethan,
den thaten sie einander an;
und jeder wollte bloß den andern überleben,
um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, man wußte lange nicht,
warum sie solche Feinde waren;
doch endlich kam die Sache vor Gericht,

da mußte sichs denn offenbaren,
warum sie seit so vielen Jahren
so heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der Andre nicht;
er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
an die sich beid im Singen zänkisch banden,
aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
war Spott, Verachtung, Haß und Rach und Wuth entstanden.

68.

Die Schwalben im Dorfe.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Schwalben fliegen nächtig
das Dorf noch einmal um,
Gesellig und einträchtig,
und sind dabei nicht stumm.

O dürften sie erzählen
von lauter Einigkeit,
Und müßten nicht verhehlen
viel bösen Zank und Streit,

Unfrieden, den mit Grauen
so manche Hütt umschließt,
Daß unterm Dach zu bauen
die Schwalbe fast verdrießt.

69.

Der Pilger.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 95.)

In einem schönen Schloße, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen. Ich will euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schloße?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun," sprach der Pilger, wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schloße wohnet, und immer einer dem andern Platz macht — was seid ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
nur was wir Gutes thun, besteht.

70.

Beim Aufstehen.

(Von Friedrich Rückert.)

REin gehalten dein Gewand,
rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenputz,
rein von Erdenschmutz die Hand.

Sohn, die äußre Reinlichkeit
ist der innern Unterpfand.

71.

Winterlied.

(Von F. A. Krummacher.)

WIe ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet,
kein Lamm und Schäflein weidet
auf deinen Aun und Höhn;
Der Vöglein Lied verstummet
und keine Biene summet;
doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aestlein schimmern
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
wirst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar:
Sein Odem schwebt hernieder,
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

72.

Der Wolf.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 1839, Seite 343.)

Der Wolf ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Schaaren herumläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wägen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde und, wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frißt.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es gieng nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein gieng ohnehin nicht gerne auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in seiner Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber dießmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fieng an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem Bischen Fleisch in die Grube herein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, obs noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerißen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten,

und wäre die auch noch gerißen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelaßen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefreßen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Capellmeister gieng aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte ers lieber in der Kirche als im Wirtshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

73.

Das Kind und die Wölfe.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau; diese hatte ein kleines Kind, und hütete für andere Leute eine Viehheerde. Ein Mal saß sie mit ihrem Kinde im Walde, und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide giengen die Kühe in den Wald. Die Frau lief zu den Kühen hin und wollte dieselben forttreiben. Unterdessen kam eine große Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, gieng auf das Kind los, packte es an seinem Röckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Eßlöffel. Die Mutter lief zu ihrem Dorfe zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind. — Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsche vernahm er die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins; geh, oder ich gebe dir Eins.“ Er geht in das Gebüsche, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe; die jungen Wölfe fuhren immer auf das Kind zu, schnappten nach seinen Händchen; das Kind aber schlug ihnen stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagte dabei die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins.“ — Der Bote verwunderte sich, lief geschwind hin, holte einen Prügel und schlug damit die sechs jungen Wölfe todt. Das Kind nahm er geschwind auf die Arme, eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsche. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die

Mutter war unter den Suchenden und empfieng zu ihrer großen Freude aus den Händen des Boten ihr kleines Kind wieder. Das Kind ließ bis dahin den hölzernen Löffel nicht aus den Händen fahren.

74.

Im Sommer.

(Von Göthe.)

Wie Feld und Au
so blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
die süßen Vöglein allzumal!

75.

Deutsche Herzhaftigkeit.

(Aus dem „Lebensspiegel“ von H. Dittmar. II. Berlin 1824.)

Als Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158 Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Uebungen ganz unerfahren. Er forderte den Tapfersten von ihnen zum Kampf auf, tummelte sein Ross vor ihren Augen sehr ringfertig herum und zeigte ihnen seine Gewandtheit.

Die Deutschen sahen, nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit, ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe Werth, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, und andere hielt der Gedanke zurück, daß es, ihn zu überwinden, eben keine allzugroße Ehre, aber überwunden zu werden, eine Schande sein würde; und so blieben sie alle ruhig.

Allein diese Ruhe machte den Mailänder nur noch verwegener, er legte sie für Furcht und Feigheit aus, und höhnte und spottete nur immer ärger.

Endlich aber konnte der junge Graf Albrecht von Tyrol die Unverschämtheit des Italieners nicht länger aushalten. Er setzte sich, ohne sich zu rüsten, zu Rosse, nahm, unbewappnet wie er war, nur Schild und Lanze zu sich, sprengte den Prahler an, streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden und ließ ihn, ohne ihn zu tödten, weil er sich dessen schämte, liegen, ritt zu den Seinigen zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte.

„Er war ein gar bescheidener Herr, dieser Graf Albrecht, und that lieber brav handeln, als von sich sprechen.“

76.

Graf Eberhard Weißdorn.

(Von Ludwig Uhland.)

GRaf Eberhard im Bart
vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
zu Palästinas Strand.

Daselbst er einsmals ritt
durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
ers in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
und an das ferne Land.

77.

Der kleine Bergmannsknabe.

(Von G. H. Schubert. Altes und Neues, I.)

„Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernachmals erfahren."
Joh. 13, v. 7.

JOhann Gottlob Anger war zu Ober-S. bei S. im sächsischen Erzgebirge, im Jahr 1768 geboren. Er war der jüngste Sohn einer herzlich guten aber armen Bergmannsfamilie. Als in den Jahren 1771 und 1772 die Theurung und der Mangel, besonders in dem armen sächsischen Erzgebirge, sehr groß war, reichte das, was seine Eltern durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um sie und ihre vielen Kinder zu sättigen. Wie damals in vielen tausend armen Hütten, legten sich auch in der armen Hütte der guten stillen Bergmannsfamilie Eltern und Kinder an den meisten Abenden hungernd und nach Brote weinend, und doch auch immer wieder gestärkt und aufrecht erhalten durchs gemeinschaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menschen gar viele vorher nie versuchte Mittel, sich zu sättigen, an die Hand, wovon manche wohl sehr traurig waren. Einige buken sich eine Speise aus Kartoffelschälern und andern, als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die sie vor den Häusern der etwas wohlhabenderen Bauern und

Bürger aus dem Staube auflasen, Andre suchten wohl, so lange sie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur zum Fortkriechen hatten, ihre Speise an noch traurigern Orten. Je mehr die Theurung zunahm, desto seltner wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen, denn in einigen Gegenden wollten die meisten Bauern und Bürger keine Taglöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil sie nicht im Stande waren, ihnen Brot zu geben.

Der Winter von 1770 auf 71 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu, überall, wo man hinsah, traurige, bleiche Gesichter, die einander gegenseitig den Muth nur noch mehr benahmen, statt zu stärken, auf der Gaße sah man abgezehrte oder auch krankhaft geschwollene hungernde Kinder, die nicht, wie sonst, muthig kindlich herumliefen, sondern schlichen, und ganz stille waren; dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel fast immer trübe und neblicht, eine fast beständige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Oefen der armen Hütten das Feuer wie sonst, aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer setzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tischkasten heraus, wo sonst in beßern Zeiten das übrig bleibende Brot gelegen hatte, und suchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die sich vielleicht da noch verhalten hatten, aber sie fanden nichts, denn es war schon lange kein Brot hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte schon öfters den Tischkasten ganz umgestürzt, und die gefundenen Brosamen den kleinsten Kindern zusammengekehrt und gegeben. Wenn sie denn gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter gestern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abschabte, worauf der Mehlbrei gewesen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig sagte: Nun ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten, und zu Bette gehen!

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten, und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege schon lange aus Noth verkauft oder geschlachtet war, da schaute sie wohl manchmal tief sehnend aus dem Fenster hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: Selig, glücklich sind die, die in dem Herrn sterben, denn sie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen stillen Kammer, wo sie nicht hören mehr und versagen müßen die Bitte der unschuldigen hungernden Kinder.

Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie sie ihren jüngsten, liebsten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob, von dem Hungertode, dem ein so zartes Kind leicht wäre ausgesetzt gewesen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker, und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während sie aufs Tagelohn gieng, stundenlang sitzen, damit er den nahrhaften Dampf des frischen Brotes einathme.

Die mitleidige, aber selber arme und an Kindern reiche Bäckersfrau gab dann dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Bißen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählich viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam und die Wiesen wurden wieder munter, faßten die Armen auch wieder Muth und Hoffnung. Die Eltern der Bergmannsfamilie giengen nach Tagelohn, die größern Kinder mit ihnen, die kleinern wurden angewiesen, außen auf den Wiesen Primeln, aufknospende Scabiosen und andere Kräuter zusammen zu lesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal der kleine, noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Scabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge, ihn hungerte sehr, er wollte so gern nach Hause zur Mutter und doch kam keines seiner Geschwister ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober=S. und dann bei seiner Eltern Hause vorbei gieng, und hinter dem er wohl öfters schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein, und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Eltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz andern Weg geht, statt im Thal hinunter den Berg hinauf, statt gegen Osten nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der nach der Art dieser guten, wortlosen Menschen, kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirtshaus hinein, und ißt etwas. Der Kleine setzt sich, jenem sehnsüchtig zusehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brot und Käse, und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine sagt: Nach Ober=S. Da bist du, sagt jener, weit davon, von da nach S. ists zwei Stunden, du bist ja hinter mir drein immer gerade von Ober=S. weggelaufen, statt hin. Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen, der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: Jetzt bleib nur da, bis ich morgen wieder komme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.

Der arme Junge, der sich in der Wirtsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter, und schläft endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da niemand auf das Kind achtet, läuft es, seine welken, für die Mutter gepflückten Scabiosen noch immer fest in der Hand haltend, fort. Am Mittag speist und erquickt ihn eine mitleidige Bauernfamilie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein paar Stunden dahin, läßt

er sichs endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen den grünen Feldern und blühenden Bäumen herum zu laufen, und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden; er wirft die welken Scabiosen aus der Hand, und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, so wie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung, überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtet er anfangs nicht, sondern gibt es andern armen Kindern, da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brot an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld gibt, lernt er nach und nach auch den Werth dieses Almosens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt (wahrscheinlich Zwickau). Die große Theurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bißen Brot vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten, und bei Nacht außen vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, sondern, wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt, und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Eßen einlud; unter die Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber nun auch von diesen, um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jedes reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almosenbitten vergaß, am Tage über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Theil des empfangenen Brotes zu eßen vermochte. Da nahm er denn am Abend seinen ganzen Vorrath an Brot und Geld, und gieng in der Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Brot und Geld und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine ihm stückweise abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmannsknabe.

Auf jene Weise erhielt sich und Andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Theurung, die indessen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat so heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieser Noth

entstehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausstarben, und viele arme Hütten alle ihre Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Türmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und, nun schon dreister geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort heiße? Der antwortet: Ober-S. Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte seiner Eltern, klopft an der Thüre an, aber die ist und bleibt verschloßen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer, guter Bergmann nicht) immer offen stund. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst öfters seine älteren Brüder hatte hinaufklettern sehen. Aber innen im Haus war alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worinnen alte Kleider und Lumpen lagen. Zum ersten Male wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, springt hinunter, öffnet Hausthüre und Fensterläden, und sieht sich nun im ganzen Hause um. Aber das ist still und leer; das Bette, wo sonst seine Eltern immer schliefen, war nicht mehr da, auf sein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einsamen Hause sei. Da der den Kleinen erkennt, sagt er: Du böses Kind, wo bist du gewesen? deine Eltern und deine Geschwister (bis auf eine Schwester) sind alle an der Noth und an der Seuche gestorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert.

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er seine Mutter, von der er ja gar nicht gerne weggelaufen war, nicht mehr sehen soll, und daß er sie so betrübt hat. Aber der ihn bisher so wunderbar aus der sehr wahrscheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der sorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das sich seiner im Leiblichen sowohl als im Geistigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt ist, ein lieber, frommer, mit allen Gottesführungen zufriedener Bergmann, dem man es ansieht und anmerkt, daß er Christum kennt und liebt.

78.

Schiffahrt.

(Von Friedrich Rückert.)

Wie ein Schifflein auf dem Meer
schwebt das Leben überm Tod,
Oben, unten, rings umher
von Gefahren stets umdroht.

Eine schwache Bretterwand
trennet dich von deinem Grab,
Eines Hauches Unbestand
wiegt dich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
sei die Tiefe noch so still:
In Gefahr ist immerdar,
wer durchs Leben schiffen will.

79.

Der Rabe Noahs.

(Von Herder.)

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten, und wartete, bis die Waßer der Sündflut fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer," sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?"

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin, und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hieng am Aase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hiengen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht, und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergeßenheit ward ihm auch sein Gedächtnis wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

80.

Die Taube Noahs.

(Von Herder.)

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm, und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue," sprach Noah, „du wärst mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise."

„Wer," sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewis eine Dienerin guter Botschaft."

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Waßer der Sündflut, und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan, und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baums, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte, und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanze des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

81.

Der Regenbogen.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 7.)

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewis tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle Muschelschalen in meinem Farbekästlein damit füllen."

Er sprang, so schnell er konnte; allein zu seinem Erstaunen stund der arme Kleine nur im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewar. Ganz durchnäßt vom Regen gieng er traurig wieder heim, und klagte sein Misgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben laßen sich in keine Schale auffaßen. Die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Diese schöne Farbenpracht aber ist nichts

Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu sein, ist aber nur eitler Schein. Darum

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen.

82.

Eichhorn und Wind.

(Fabel, von W. Hey.)

Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
mein Thürchen stopf ich zu geschwind
und thu mir ein andres auf da drüben.
„Ich blase auch dort ganz nach Belieben.“
So mach ich jenes wieder zu
und rufe vergnügt: Bleib draußen, du!

Der Wind der machte ein bös Gesicht,
das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind der schüttelte an dem Baum,
das Eichhorn drinnen merkt es kaum:
es ließ ihm draußen seinen Lauf
und knackte sich ein Nüßchen auf.

83.

Der Muth einer Katze und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen.

(Aus W. Sterns zweitem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab, und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag und durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Muth nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf, und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wütherich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihrer Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn Nichts vorgefallen wäre.

84.

Die Katzen und der Hausherr.

(Von M. G. Lichtwer.)

Thier und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
wirft ein Dutzend Tassen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
blinder Eifer schadet nur.

85.

Klein und groß.

(Von J. P. Hebel.)

IN Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein, und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner, oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schroten geschoßen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierchen wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respect flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler und Schweizer Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von acht bis neun Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein

Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln sechszehn Fuß, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, also, daß man schön Fractur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben muß. Doch trägt er seinen Kopf neun bis zehn Fuß hoch in der Luft, kann weit herumschauen, und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist zwölf bis vierzehn Fuß hoch, funfzehn bis siebzehn Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von einhundert und zwanzig Fuß wachsen kann, und seine tausend Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die vom Boden weg nur zwei Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

86.

Schwan und Kind.

(Fabel, von W. Hey.)

Kind dort, was scheust du dich?
gar nicht so bös bin ich,
schwimme daher ganz sacht,
daß es kein Wellchen macht,
möchte dich nur fragen eben:
willst du ein Stückchen Brot mir geben?

Das Kind trat zu dem Teich heran
und freute sich an dem schönen Schwan,
wie rein und weiß war sein Gefieder,
wie sanft er schwamm so hin und wider;
es wurde bald mit ihm bekannt,
ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.

87.

Der Strauß.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder von G. Ch. Raff. Göttingen, 1833. Seite 334 ff.)

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln in der Welt bist?

O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß als der größte Mensch und wiege siebenzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten?

So kann man dich also eßen?

Ja freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt eßen können, denn sie sind so groß als ein kleiner Kindskopf, und wiegen vier bis sechs Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre dreißig bis vierzig.

O, das ist erstaunlich viel! So viel Eier legt gewis kein einziger großer Vogel. Wenn du sie alle ausbrütest, so muß es entsetzlich viel Strauße geben. Thust du das wohl, und brütest alle aus? — Doch davon nachher. Sage mir erst, großer Strauß, wo du zu Hause bist.

Ich lebe in den unfruchtbarsten Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen, und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir nicht, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier, oder meine Jungen, oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!

Was frißest du?

Kraut und Gras, Samenkörner und Nüße, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas an. Und zuweilen bin ich auch so dumm, und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber alle Mal sehr übel bekommen.

Wie alt wirst du?

Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert mein Leben freilich kaum halb so lange.

Reitet man denn auf dir?

Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die muthwilligen Neger zuweilen, denn ich bin sehr stark und flink, und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen.

Sammt Karren und Reiter?

Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

Ich bin so groß als ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Thiere, das man Kameel nennt. Mein Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Oeffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlieder sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn, und nebst dem größten Theil meines Körpers mit dicken weißen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze habe ich mehrentheils schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dieß sind die bekannten Federn, um deretwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffen und Federbüsche und sonst noch allerhand Putz und Zieraten davon machen. Meine schwarzen Federn sind theurer als meine weißen, weil ich deren weniger habe. Meine Füße sind kahl und sehr lang, und mit zwei Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen. Was meine Eier anbetrifft, so sind sie wirklich so groß als ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie eßen, und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa, und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brütest du von den dreißig bis vierzig Eiern aus, die du alle Jahr legst?

Kaum den vierten Theil. Denn viele stiehlt man mir, und viele lege ich bloß deswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu freßen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlaßen haben. Und von diesen sterben doch noch immer viele Hunger, oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander her in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen,

sondern nur allemal zehn bis zwölf zusammen, in einem kleinen Kreiße herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber laße ich durch den heißen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigten und grausam verfolgten: warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

O ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab, und schlitze ihm oft sammt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreiße herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und tödten oder lebendig in die Gefangenschaft führen laße. In der Gefangenschaft habe ichs zwar gut: ich habe Freßen genug, kann hüpfen und springen wie ich will; aber ich muß es mir gefallen laßen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlachtet, und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zusammen, und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht.

88.

Vom Bäumlein, das spazieren gieng.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Das Bäumlein stand im Wald,
in gutem Aufenthalt;
Da standen Busch und Strauch
und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
es war ein rechts Gedränge;
Das Bäumlein mußt sich bücken
und sich zusammen drücken.
Da hat das Bäumlein gedacht
und mit sich ausgemacht:
Hier mag ich nicht mehr stehn,
ich will wo anders gehn,
Und mir ein Oertlein suchen,
wo weder Birk noch Buchen,
Wo weder Tann noch Eichen,
und gar nichts desgleichen;
Da will ich allein mich pflanzen,
und tanzen.

Das Bäumlein das geht nun fort,
und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sichs hingepflanzt,
und hat getanzt.

Dem Bäumlein hats vor allen
an dem Oertlein gefallen;
Ein gar schöner Bronnen
kam zum Bäumlein geronnen:
Wars dem Bäumlein zu heiß,
kühlt 's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
war ihm auch zugericht:
Wars dem Bäumlein zu kalt,
wärmt' die Sonn es bald.

Auch ein guter Wind
war ihm hold gesinnt,

Der half mit seinem Blasen
ihm tanzen auf dem Rasen.

Das Bäumlein tanzt' und sprang
den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
das Bäumlein hatt' keines mehr;
Die einen lagen im Bronnen,
die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geschwind
flogen umher im Wind.

Wies Herbst nun war und kalt,
da frors das Bäumlein bald,
Es rief zum Brunnen nieder:
Gib meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
habe zur Winterszeit.
Das Brünnlein sprach: Ich kann eben
die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
sie sind in mich versunken.

Da kehrte von dem Bronnen
das Bäumlein sich zur Sonnen:
Gib mir die Blättlein wieder,
es friert mich an die Glieder.
Die Sonne sprach: Nun eben
kann ich sie dir nicht geben,
Die Blättlein sind längst verbrannt
in meiner heißen Hand.

Da sprach das Bäumlein geschwind
zum Wind:
Gib mir die Blättlein wieder,
sonst fall ich todt darnieder.
Der Wind sprach: Ich eben
kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab sie über die Hügel
geweht mit meinem Flügel.
Da sprach das Bäumlein ganz still:
Nun weiß ich, was ich will;
Da haußen ist mirs zu kalt,
ich geh in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
und Bäume mich verstecken.

Da macht sichs Bäumlein auf,
und kommt in vollem Lauf
Zum Wald zurück gelaufen,
und will sich stellen in den Haufen.
'S fragt gleich beim ersten Baum:
Hast du keinen Raum?
Der sagt: Ich habe keinen!
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
da fragt das Bäumlein noch einen:
Es fragt von Baum zu Baum,
aber kein einzger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
es kann nicht unterkommen.

Da geht es traurig weiter
und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände sehr,
thut auch, als obs ihn frör.
Da denkt das Bäumlein wacker:
das ist ein Holzhacker;
Der kann den besten Trost
mir geben für meinen Frost.

Das Bäumlein spricht schnell
zum Holzhacker: Gesell,
Dich frierts so sehr wie mich,
und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
helfen und ich dir.
Komm, hau mich um,
und trag mich in deine Stub'n,
Schür ein Feuer an,
und leg mich dran:
So wärmst du mich,
und ich dich.

Das dünkt dem Holzhacker nicht schlecht,
er nimmt sein Beil zurecht,
Hauts Bäumlein in die Wurzel,
umfällts mit Gepurzel;
Nun hackt ers klein und kraus,
und trägt das Holz nach Haus,
Und legt von Zeit zu Zeit
in den Ofen ein Scheit.

Das größte Scheit von allen
ist uns fürs Haus gefallen;
Das soll die Magd uns holen,
so legen wirs auf Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
uns unsre Suppen kochen.
Oder willst du Brei?
das ist mir einerlei.

89.

Die Bremer Stadtmusikanten.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende giengen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort, und machte sich auf den Weg nach Bremen: „Dort," dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden." Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?" sprach der Esel. „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was," sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen." Der Hund wars zufrieden und sie giengen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Weg, und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?" fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenns einem an den Kragen geht," antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer: wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze wars zufrieden, und gieng mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen,

und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe eßen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden laßen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann." „Ei was, du Rothkopf," sprach der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas beßeres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie giengen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müßen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel: „einen gedeckten Tisch mit schönem Eßen und Trinken, und Räuber sitzen daran und laßens sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fiengen sie insgesamt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken: und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch

bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen laßen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, gieng in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Meßer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

90.

Drei Paare und Einer.

(Von Friedrich Rückert.)

Du hast zwei Ohren und Einen Mund,
willst dus beklagen?
Gar vieles sollst du hören, und
wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und Einen Mund,
mach dirs zu eigen!
Gar manches sollst du sehen, und
manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und Einen Mund,
lern es ermeßen!
Zween sind da zur Arbeit, und
einer zum Eßen.

91.

Schwäbische Kunde.

(Von Ludwig Uhland.)

Als Kaiser Rothbart lobesam
zum heilgen Land gezogen kam,
Da mußt er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.

Daselbst erhub sich große Noth,
viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden wars so schwach im Magen,
fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand;
Des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt es nimmer aufgegeben
und kostets ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
funfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
gieng seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
und thät nur spöttlich um sich blicken;
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht:
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus:
sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ists, als würd ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.
Drauf kam des Wegs eine Christenschaar,
die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hats der Kaiser vernommen;
der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: Sag an, mein Ritter werth!
wer hat dich solche Streiche gelehrt?
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!

92.

Meister Hämmerlein.

(Von J. F. Schlez. Der Denkfreund. Gießen 1821.)

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er gieng und stund sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und

Dem und Jenem Allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein Wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein Bischen Hämmern?"

Bloß für ein Bischen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hieng schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein Paar Stunden darauf gieng der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!" rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?" Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer," fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthüre fest gemacht hat?" „Ja, der bin ich." — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans," sagte der Schulze zu dem Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt euch bei dem wackern Fremdlinge. Er hat im Vorbeigehen eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht." — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben dem Schulzen traulich zu dem Fremdling und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: „Dieser und kein Andrer soll Gemeindeschmied werden." Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedmeister eines großen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon."

Zu seiner Besoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüspflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. —

„Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — „Je,“ sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker gieng, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andre den Weg beßerte; aber, ohne sich stören zu laßen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedes Mal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin= und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihrs?“ sagte er nun. „Hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichterer Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden.“

93.

Hinz und Kunz.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. S. 31.)

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?
K. Wie groß, Hinz? — als ein Straußenei.
H. Du weißt es schön, bei meiner Treu!
Die Sonne als ein Straußenei!
K. Was meinst denn du, wie groß sie sei?
H. So groß, hör, als ein Fuder Heu.
K. Man dächt kaum, daß es möglich sei!
Potz tausend, als ein Fuder Heu!

94.

Ochs und Esel.

(Von G. K. Pfeffel.)

Ochs und Esel zankten sich
beim Spaziergang um die Wette,
wer am meisten Weisheit hätte;
keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
daß der Löwe, wenn er wollte,
diesen Streit entscheiden sollte:
und was konnte klüger sein?

Beide reden tief gebückt
vor des Thierbeherrschers Throne,
der mit einem edlen Hohne
auf das Paar hinunter blickt.

Endlich sprach die Majestät
zu dem Esel und dem Farren:
ihr seid alle beide Narren!
Jeder gafft ihn an und geht.

95.

Das Wiesel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. Seite 111 ff.)

Das Wiesel ist oben röthlichbraun, unten weiß oder gelblichweiß; der Schwanz wie der Rücken gefärbt, nicht schwarz am Ende. Unter dem

Schwanze, wie beim Iltis, Stinkdrüsen. Seine Länge beträgt sechs bis sieben Zoll, die des Schwanzes anderthalb Zoll.

Dieses niedliche schlanke Thierchen ist in Europa gemein und bewohnt auch Asien. Seinen Aufenthalt nimmt es in Klüften und Ritzen, Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter auch in Scheuern und Ställen. Es ist bei Tag und Nacht munter, geht aber mehr des Nachts seiner Nahrung nach. Bei aller Schnelligkeit und Gewandtheit kann es doch nicht so gut klettern, wie das Hermelin oder der Marder. Wird es geplagt, so läßt es aus den genannten Drüsen einen abscheulichen Geruch von sich. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es in der Gefangenschaft böse, so springt es, laut aber fein kneffend, auf einen los; steckt es in der Falle, so quikt es; zanken sie untereinander, so zwitschern sie ganz fein. Seine Hauptnahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern, jungen Ratten, kleinen Vögeln und Eiern. Selbst Hühnereier tragen sie fort, aber nicht in den Zähnen, sondern unter dem Halse. Frösche verachten sie; aber Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja selbst Kreuzottern werden ihnen zur Beute. Bekommen sie von letzteren mehrere starke Biße, so haben sie den Tod davon. Man sagt, sie bezwängen die größte Wanderratte in wenig Augenblicken. Ich zweifle sehr daran, und zwar theils aus dem Grunde, weil ihr winziges Mäulchen mit den zwar spitzen aber doch kleinen Zähnchen keine Möglichkeit zu einem schnellen Siege der Art zu geben scheint, theils auf folgenden Versuch gestützt, der übrigens dem Muthe des kleinen Thierchens ein rühmliches Zeugnis gibt.

Zu einem alten Wiesel, das mit andrer Speise schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stund, so rückte es im Sturmschritt vor, quikte laut auf und sprang unaufhörlich nach seinem Gesichte und Halse. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen und Vorderpfoten den quiksenden Wagehals ab. Lange aber sollte er sich seiner vermeinten Uebermacht nicht freuen: es fuhr plötzlich zu, biß sich fest in seine Schnauze ein, und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiksend, der Hamster dumpf fauchend, auf dem mit Blute sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen. Bald war das leichte, gewandte Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit; schon war der kleine kühne Feind wieder da, zwickte bald links bald rechts, und wup! da saß er ihm wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebißen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unaufhörlich unter lautem Quiksen und Fauchen, ohne daß man, bei der Schnelligkeit der Bewe-

gungen, recht sehen konnte, was geschah, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte man die gebißenen Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel bewegte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters, schien zu beweisen, daß jenes im Vortheil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich da nieder. Das eine Vorderbein war offenbar gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, war blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Aus dem wunden Fleische der Nase hieng einer seiner Schneidezähne hervor und fiel bei der Bewegung endlich gänzlich heraus. Die Schlacht war nun entschieden. Beide Parteien waren zu einer neuen Anstrengung nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wieselchen todt. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust sowie der Schenkel des linken Vorderbeins von den Krallen des Hamsters ganz zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind nur um vier Stunden. Die Knochen seiner Schnauze waren ganz zermalmt; der eine Schneidezahn war ganz ausgefallen, zwei andre waren wacklig und nur der vierte saß noch fest. Uebrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel während des ganzen Kampfes immer fest an der Schnauze gehalten hatte. Kleine Thiere faßt das Wiesel im Genick oder beim Kopf; beim Hamster aber war das Genick für sein kleines Mäulchen viel zu breit, und es hatte sehr wohl berechnet, daß die Schnauze der einzige für einen vortheilhaften Angriff passende Theil war. Ein einziger vom Hamster in des Wiesels Kopf gethane Biß hätte diesem tödtlich werden können; auf die Art, wie letzteres kämpfte, konnte es aber nicht gebißen werden.

Im Mai oder im Juni bekommt das Weibchen vier bis sieben blinde Junge, und trägt sie, wenn es beunruhigt wird, im Maule fort. Ein Gleiches thun die andern inländischen Wieselarten. Es sieht wunderlich aus, wenn die erwachsenen Jungen beim Sonnenschein auf Wiesen, wo viele Maulwurfslöcher sind, sich lustig machen und spielen. Jetzt kommen sie alle hervor, necken und beißen sich auf und nieder; man hustet ein wenig: sie stürzen voll Schrecken in die Löcher; dort kommt aber schon wieder eins hervor geguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verschwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher und endlich sind sie alle wieder da.

Wo sie den Tauben, jungen Hühnern oder Eiern gefährlich werden, fängt man sie in Rattenfallen weg. Hunde beißen sie öfters todt, Katzen seltener, der Bussard fängt und frißt sie. Auch der weiße Storch fängt Wiesel und verschluckt sie mit Haut und Haaren.

96.

Ein gülden A. B. C.

(Von Matth. Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 84 ff. Mit Austauschung des Spruches P.)

A.

ARmut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht Armseligkeit.

B.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

C.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
das ohne Blüte Früchte trägt.

D.

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
vergeben wäre wohl so gut.

E.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
ein gutes ist gediegen Gold.

F.

Für was du Gutes hier gethan
nimm keinen Lohn von Menschen an.

G.

Geduldig sein — Herr, lehr es mich,
ich bitte dich, ich bitte dich.

H.

Hau deinen Götzen muth'g um,
er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

J.

In dir ein edler Sklave ist,
dem du die Freiheit schuldig bist.

K.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth;
hausbacken Brot am besten nährt.

L.

Liebt euch auf Erden, liebt, und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

M.

Merk auf die Stimme tief in dir;
sie ist des Menschen Kleinod hier.

N.

Nimm war die Zeit, sie eilet sich,
und kommt nicht wieder ewiglich.

O.

O Herr, lehr uns bedenken wohl,
daß wir sind sterblich allzumal.

P.

Preis, Ehr und Dank soll Gottes sein,
er ist und bleibt der Höchst allein.

Q.

Quäl nicht dein Herz ohn Unterlaß
ein freier Muth gefällt Gott baß.

R.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
so bleibt ein Freund dir in der Noth.

S.

Straf keck das Böse ins Gesicht;
vergiß dich aber selber nicht.

T.

Treib Tugend jeden Augenblick;
wer nicht vorangeht, geht zurück.

U.

Und wenn sie alle dich verschrein,
so wickle in dich selbst dich ein.

V.

Verlaß dich nicht auf diese Welt,
sie ist Schaum, der zusammen fällt.

W.

Wie wird es dann, o dann uns sein,
wenn wir der beßern Welt uns freun?

Y.

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
im Meer ihr heilig Angesicht.

Z.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
zerbrich den Willen, das ist mehr.

97.

Wessen Licht brennt länger?

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 117 ff.)

Mitten im Böhmerwald steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem deutschen Reiche und dem Lande der Böhmen. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die aus den südwestlichen Ebenen kommen, und speisen zum Dank dafür seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stund vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Waidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber, als die Spindel.

Dann war eine böse Haushaltung in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fäßern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüster neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Gesellen zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Waren sie dann endlich, wann der Tag graute, zur Ruh gegangen, so schliefen sie, bis das Waldhorn sie wieder weckte. Ein Sonntag aber stund in dem Kalender des Freiherrn nicht; das Waidhaus hatte auch keine Capelle, wie andere christliche Schlößer, keinen Altar und kein Meßbuch, und der Caplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und nahm Theil an dem wilden Vergnügen.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer an dem Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied mäckerten die Geißen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht

lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts beßeres zu thun hatten.

Auf das Schloß gieng der Fischer nicht gerne. Denn er war einer von den Böhmischen Brüdern, ein frommer gottesfürchtiger Mann, und die Flüche und Narrentheidinge, welche er im Waidhause hören mußte, waren ihm von ganzer Seele zuwider. Es däuchte ihn zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm hindurch die Töne der Hölle, die sich ihrer Opfer freute und sie jubelnd dahin führte. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauf tragen half, nahm er nie in das Waidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz," dachte der fromme Mann, „tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest."

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand, und sprach zu ihm: „Toni, geh eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebißen."

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest du heute Abend dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier theilst du mit deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Waidhaus fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage."

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf gieng, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Meth. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Thon, steckte die bunten Kerzen hinein, und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stund. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er sie, und sein

Vater las dabei die zwei ersten Kapitel des Evangelisten Lucas. Darnach genoßen sie mit Danksagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubeßern oder auch zu stricken pflegte, saß der Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur, denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken, denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig, wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat."

Dieweil wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!" Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Krippelein und goldene Engel, und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirtsstube, so wars darin so öd und wüste, daß Käuzlein und Uhu hätten einkehren mögen. Darüber ward er nach und nach so unwirsch, daß er sich auf den Rücken des Nachtwindes setzte und von demselben das Thal hinauf tragen ließ, um in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm zu verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Waidhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz, und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so wahr sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich."

Wiederum trotzig geworden, wollte er auch an dem Engel vor der Fischerhütte nicht geradezu vorüber gehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?"

Der Engel des Herrn erwiderte sanft: „der Ewige weiß es," und setzte nach diesem seine Hut wieder fort.

Im Waidhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist des Glühweins, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Näpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie der Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreiße umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See, und von der Dienerschaft dachte Niemand daran.

Was im Schloß diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller, der fast durch das ganze Schloß hinlief, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wißen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niedliches Pförtlein gelangen konnte. Eine beßere Gelegenheit, den geheimnisvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüßelbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe, deswegen füllte er aus einem angezapften Faß einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darinnen auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend glotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren

fliegenden Trümmer des Schloßes von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittige ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre, und sahen noch die turmhohe Rauchgarbe, die sich allmälig senkte und über den See hinlegte. Von dem Schloße stunden noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Waßerhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waidhauses. Aber obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewißenshalber nichts angerührt, — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohlversehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Aelteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unserer in deinem Gebet.“

Mit Schaufel und Hand suchte zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal oder eine silberne Schüßel oder des etwas aus der Tiefe des Waßers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rothwangiger war und munterer als der andere.

Da ward erfüllt das Wort der Schrift (Hiob 27, 13—21): Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott, und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen werden: Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine Uebrigen werden im Tode begraben werden, und seine Wittwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammen bringet wie Erde, und sammelt Kleider wie Leimen, so wird er es wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen und der Unschuldige wird das Geld aus-

theilen. Er bauet sein Haus wie eine Spinne und wie ein Hüter einen Schauer machet. Der Reiche, wenn er sich legt, wird es nicht mitraffen, er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Waßer, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin fähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben.

98.

Die Sternseherin.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 167.)

Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
die Stern am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch, und aufgereiht
wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herrlichkeit
und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
Es gibt was Beßres in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust!

Ich werf mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
und sehne mich darnach.

99.

Das zerbrochene Hufeisen.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 63.)

Ein Bauersmann gieng mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh," sprach der Vater einmal unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein." „Ei," sagte Thomas, „das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!" Der Vater hub das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drei Pfennige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide giengen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hub sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müßen.

Die nicht sehn auf kleine Sachen,
sich um kleinre Mühe machen."

100.

Die Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greisen Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpft ein Knabe froh daher,
Der reißt die Brücke eilig nieder,
du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

101.

Herzog Leopold von Braunschweig.

(Aus Vogels Lesebuch.)

Am unglücklichen 27sten April des Jahres 1785 durchbrach die furchtbar angeschwollene Oder die Dämme bei Frankfurt, und überflutete schon die Dammvorstadt, und bedrohte sie mit schnellem Untergange. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke, und schnitten hierdurch jene Vorstadt von aller Hilfe ab. Ein Haus stürzte nach dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und festen Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man sah wohl von der Stadt aus die mit jedem Augenblick zunehmende Gefahr der Hilfe Flehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hilfe senden sollte, da der wüthende, mit Eisschollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menschenfreundliche, unerschrockene Leopold, der schon bei mancher Feuersnoth sein Leben daran gesetzt hatte, sich durch eine Gefahr, wovor alle Uebrigen zurückschauderten, nicht aufhalten laßen. Zuerst wollte er von der Gubener Vorstadt aus mit zwei Kähnen sich durcharbeiten. Rathsherren, die ihn begleiteten, boten Alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Mensch, wie jene? Wir müßen hier Menschen retten!" Nun aber warfen sich zwei seiner Soldaten vor ihm auf die Knie, umfaßten die seinigen und flehten, er möchte doch sein Allen so theures Leben hier nicht in den augenscheinlichen Tod stürzen, sondern desselben zur Stütze und Freude so

vieler Tausende schonen! — Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinten, bewog endlich den Herzog, dieses Mal wieder aus dem Kahne zu treten, und sich in die Stadt zu begeben, um dort Alles zur Mithilfe aufzubieten. Während dessen — Mittags 12 Uhr — hatte sich ein Schiffer entschloßen, vom Fischerthore aus nach dem Damme sich durchzuarbeiten. Da er aber hierzu die Hilfe zweier Knechte nöthig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzoge, um sich zu dem Wagstück die Erlaubnis zu erbitten. Da loderte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungesäumt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, um nicht von Neuem aufgehalten zu werden, rasch in den Kahn und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Kaum gewann dieser noch Zeit nachzuspringen, wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese schreckliche Gefahr stürze, und versuchte — außer sich vor Bestürzung — die Ueberfahrt zu verhindern. „So werde ich," entgegnete Leopold mit fester Stimme, „ohne euch, mit euren beiden Knechten allein hinüberfahren." — „Aber es wird nicht gut gehen!" rief der geängstigte Schiffer, „der Kahn hält es nicht aus!" — „Ich muß sehen," antwortete Leopold, „ob es denn nicht irgend möglich sei, jene Unglücklichen zu retten!" — Nun sah der Schiffer wohl ein, daß er sich fügen müße. Die unglückliche Fahrt hub an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber doch glücklich durch die zertrümmerten Joche, und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stund und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das dießseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet; alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber welch ein ungeheurer Schreck ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wüthende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dammbruch bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaum zerschellte, der Kahn Waßer zu schöpfen anfieng, der Steuermann zuerst in den Strom hinabstürzte, und auch der Herzog taumelte, noch aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete, und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vordertheil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, und — Leopold — ach — in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte und eine hohe düstere Woge über ihn zusammenschlug und ihn verschlang! Zwar wurden straks Ruderstangen, Stricke vom Damme ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wüthende Flut ließ nichts bis zu der Stelle der Noth hin gelangen. Die Schiffer tauchten indessen wieder auf und retteten sich; aber Leopold war verloren. „Ach! unser gütiger und bester Fürst!"

Dieses Wehgeschrei durchschallte die ganze Stadt. — Erst nach zwei Tagen unabläßigen Nachsuchens entdeckte man des Herzogs Stock, dann auch den Hut. Aber erst sechs Tage nach dem unglücklichen Ereignis wurde, mittels der hervorragenden Hand, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, 200 Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte, und wo ihm nachmals ein Denkmal errichtet worden ist.

102.

Die Kapelle.

(Von Ludwig Uhland.)

DRoben stehet die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab;
Drunten sitzt bei Wies' und Quelle
froh und hell ein Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
dir auch singt man dort einmal.

103.

Der Esel und die drei Herren.

(Von H. L. Nicolai.)

EIn armer Bauer wollte sterben,
drei Söhne stunden um ihn her.
Ach, arme Kinder! seufzet er,
euch hinterlaß ich Nichts zu erben,
als meinen Esel! Und mein ganzes Testa-
ist dieß: Besitzt ihn ungetrennt; [ment
dem dien er heute, jenem morgen,
und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.
Der Vater stirbt. Der Aeltste muß
den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er den
Schimmel traben,
an Futter Nichts, an Schlägen Ueberfluß:
mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen,
der wird ihn schon mit Kost versorgen.
Der Zweite holt den matten Gaul
und überladet ihn mit Säcken.
Ha, ha! das Schmausen macht dich faul,
du ließ'st es dir beim Bruder schmecken!
Der Esel keucht mit dürrem Gaum
und schleppt sich bis zum Stalle kaum.
Den dritten Tag die alte Plage:
Es gibt nicht lauter Feiertage,
ein wenig Fasten ist gesund;
ich merke schon, du wirst zu rund.
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
schnappt auf und reget sich nicht wieder.
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

104.

Die Gemse.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 181 ff.)

DIe Gemse hat eine Länge von drei Fuß zwei Zoll, eine Höhe von zwei Fuß, und ist ungefähr von der Größe einer großen Ziege; im Frühjahr

weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz. Zu allen Jahreszeiten sind die Nasengegend, die Stirn, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, ebenso die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, so wie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streifen.

Das Weibchen ist zierlicher und kleiner als das Männchen. Die Jungen sind dunkelbraungelb; die untere Kinnlade weiß, ebenso die Hinterbacken, und über den Rücken läuft eine schwarze Linie.

Die Gemse ist eine Bewohnerin der Alpen von Europa und Asien und der einzige Wiederkäuer des westlichen Europa, welchen man mit den Antilopen vergleichen kann. Im Sommer lebt sie auf den unzugänglichsten, höchsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees gränzen. In Europa kommt sie noch immer in den schweizerischen, savoischen und tyrolischen Alpen, so wie auch auf den Pyrenäen, wo sie Ysard heißt, ziemlich häufig vor und, wo sie nicht zu sehr verfolgt wird, in Truppen von fünf bis vierzig Stücken. Da die Gemsen einer beständigen Verfolgung ausgesetzt sind, suchen sie nur die unzugänglichsten Orte auf, wo sie vor Menschen und Raubthieren am sichersten zu sein glauben. Im Sommer wagen sie sich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu grasen, am Tage suchen sie wilde schattige Thäler, um wiederzukäuen und bringen die Nächte unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern zu. Im Oktober, wenn die Pflanzenwelt der Alpen abstirbt, gehen sie tiefer, bleiben aber immer noch über der Region des Holzwuchses; erst im Winter steigen sie in die Wälder hinab, und wählen hier die dichtesten, um vor den Lavinen gesichert zu sein.

Die Gemsen sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, und ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihnen meistens den Feind schon aus weiter Ferne. Sie sehen sich beständig um, wittern nach allen Seiten, und die erste, welche etwas feindliches warnimmt, stößt ein Pfeifen aus und gibt, indem sie im Fluge davon stürzt, das Signal zur allgemeinen Flucht. Sie laufen nicht, sondern machen nur ungeheure Sätze, die man einundzwanzig Pariser Fuß weit gefunden hat. Die Schalen (Klauen) sind, wie bei dem Steinbock, unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilen Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können. Nur ihre flugähnliche Schnelligkeit und beständige Wachsamkeit rettet sie von dem gänzlichen Erlöschen der Art. Bei den Rudeln geht immer eine der größten Gemsen voran, welche die übrigen leitet; wird diese weggeschoßen, so zerstreut sich der Rudel auf einige Zeit. Nur sehr alte Böcke leben einsiedlerisch. Das Junge folgt schon am ersten Tage der Mutter, die es sechs Monate säugt und sehr viele Liebe und Sorgfalt für dasselbe an den Tag legt. Die Mutter lehrt es über Felsen und Abhänge setzen, und macht ihm den Sprung so

lange vor, bis es denselben versucht, wobei sie wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschoßen, so verläßt das Junge, wenn es noch zart und klein ist, die Mutter nicht und wird gefangen. Ist es größer, so entflieht es, und soll dann von andern Müttern an Kindesstatt angenommen werden, was auch sehr wahrscheinlich ist, da die Weibchen mit den Jungen zusammenleben, bis diese erwachsen sind, und die Böcke sich erst im dritten Jahre von den Ziegen trennen. Jung eingefangene Gemsen laßen sich zähmen, werden aber nicht so munter und lebhaft, wie die wilden. Man läßt sie an Ziegen saugen, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, so werden sie zahm, wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie der treueste Hund, kommen auf den Ruf und springen an ihren Wohlthätern hinauf. Auch mit Hunden vertragen sie sich sehr gut, mit welchen sie sogar das Lager theilen. Zu ihrer Gesundheit trägt jedoch sehr viel ein geräumiger Aufenthalt bei, der aber nicht warm sein darf, sondern am besten ein mit hohen Mauern eingeschloßener Hof sein kann. Hier kann man ihre Gewandtheit und Stärke bewundern. Von Welden sah eine zahme Gemse eine vierzehn Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite einem Mädchen, welches grasete, auf den Rücken springen, ohne es zu verletzen. Der geringste Vorsprung einer Mauer genügt ihr, darauf zu fußen, um in etlichen Ansätzen die Höhe wie im Flug zu erreichen.

Die Nahrung der Gemsen besteht aus den kräftigsten Alpenpflanzen, besonders jungen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden, Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, allein Durst können sie nicht ertragen. Wie alle Wiederkäuer, lieben sie Salz und lecken sich an den kalkigen, etwas salzigen Felsen so durstig, daß sie zum nächsten Waßer laufen, um zu saufen.

Die Gemse hat mehr Feinde, als irgend ein Thier; die Schneelavinen allein vergraben oft ganze Heerden, und der Geieradler ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen, oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu kehren. Seltener mögen Luchse, Wölfe und Bären ihnen gefährlich werden.

Der allergefährlichste Feind bleibt jedoch der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit sie verfolgt, und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Jäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat. Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm aufgehoben ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem Tage, ja Wochen langen Herumstreifen vorzuziehen. Der berühmte Gemsenjäger Heitz aus Glarus, ein Zimmermann, erlegte aus bloßer Jagdlust an neunhundert Gemsen, büßte dieselbe aber endlich mit dem Leben, indem er in einen Abgrund stürzte. Der Gemsenjäger muß einen schwindel-

freien Kopf, scharfe Augen, gute Brust und sichere Füße haben. Er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen, neben den gähnenden, schrecklichsten Abgründen hin, und über Ueberhänge gehen können, und dabei vom Schwindel nichts wißen. Er muß gewohnt sein, über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisklüfte zu springen, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger Trotz zu bieten, dabei eine gute Brust haben, um die reinste Luft einathmen und Berg auf, Berg ab ohne Beklemmung steigen zu können. Allein alles dieß hilft ihm nichts, wenn er kein scharfes Auge hat und nicht mit der Büchse gut umzugehen weiß. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brot und Käse, auch wohl ein Fläschlein mit Wein oder Branntwein. Kaum daß die Sonne die Gletscher röthet, durchspäht er schon mit dem scharfen Auge oder Fernrohr die höheren Gebirgsregionen, und wandert gegen den Wind, welchen er erforscht, indem er ein Haar im Winde spielen läßt. Hat er endlich eine oder mehrere Gemsen erspäht, so stellt er sich an einen Felsen und wartet mit vieler Geduld, bis die Gemse sich von dem Weideplatze zurückzieht, um sie sichrer aufs Korn zu nehmen. Sobald er die Hörner unterscheiden kann, schießt er. Geht die Gemse mit vorrückendem Tage höher hinauf, so sucht er unvermerkt höher zu kommen, und schneidet ihr den Weg ab. Schwer ist es dem Jäger, einer ganzen Heerde beizukommen, eine einzelne nur ist meistens seine Beute. Sie hat ein sehr zähes Leben und wenn er nicht Kopf oder Brust trifft, so hat er gewöhnlich das Nachsehen. Oefters stürzt auch die Gemse in einen Abgrund, daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsenmassen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und froh sein muß, wenn er nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er soll sich dann öfters Hände und Füße aufschneiden, um durch das klebende gerinnende Blut sich beßer anhalten zu können. Hat der Jäger nun endlich eine oder gar zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an; denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufzufinden suchen. Zuerst weidet er die Thiere aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über den Rücken des Jägers hängt. So beladen, steigt er, an den Alpenstock sich lehnend, behutsam hinunter.

Eisige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel und Stürme bereiten dem Gemsenjäger Gefahren, denen er selten auf die Dauer entgeht. Allein die Leidenschaft ist bei diesen Menschen so stark, daß mancher auf der Jagd gestürzte Jäger, kaum geheilt, wieder in die Gebirge eilt, um frische Wunden oder den Tod zu holen.

Der ganze Gewinnst beträgt drei bis vier große Thaler, welche man für eine Gemse zahlt. Das Fleisch von jungen, nicht zu alten Thieren ist sehr schmackhaft und aus dem Leder werden vortreffliche Handschuhe verfertigt.

105.

Hirschlein.

Hirschlein gieng im Wald spazieren,
trieb allda sein artig Spiel,
Daß es allen andern Thieren
als ein lustger Freund gefiel.

Aber hinter einer Linde
hielt der Jäger und sein Hund,
Und der Jäger mit der Flinte
schoß das arme Thierlein wund.

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
denn sein wundes Bein thut weh,
Aber wenn die Vöglein singen,
legt sichs weinend in den Klee.

106.

Die vier Wünsche.

(Von Friedrich Rückert.)

Moecht ich doch der Felsen sein,
tief im Grunde das Urgestein,
Hoch im Himmel das Angesicht,
ewig stehen und wanken nicht.

Möcht ich doch das Bäumlein sein,
die Wurzel gestreckt ins Ufer hinein,
Die Zweige wiegend im Himmelslicht,
ewig blühen und welken nicht.

Möcht ich doch das Brünnlein sein,
sprudelnd aus kühlem Grunde rein,
Gehend durch grünes Ufergeschicht,
ewig rinnen und rasten nicht.

Möcht ich doch das Vöglein sein,
auf den Zweigen im Sonnenschein,
Das Stimmlein tönend zum Himmel gericht,
ewig tönen und schweigen nicht.

107.

Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

VOr Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden, und die Söhne thaten das nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter stunden, ließ sie da freßen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heim zu gehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus," sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater wollte sich selbst überzeugen, gieng hinab in den Stall, streichelte das liebe Thier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Was muß ich hören?" rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei! du Lügner, sagst die Ziege wäre satt, und hast sie hungern laßen?" und in seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter stunden, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus," sprach der Junge, zog sie heim und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider wollte sich darauf nicht verlaßen, gieng hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Der gottlose Bösewicht!" schrie der Schneider, „so ein frommes Thier hungern zu laßen!" lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran freßen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus," sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider traute nicht, gieng hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Das boshafte Thier antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergeßen wie der andere! ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!“ und vor Zorn außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaus sprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen gieng er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Thierlein, ich will dich selbst zur Weide führen.“ Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen gerne freßen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen,“ sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er weggieng, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt?“ Aber die Ziege machte es ihm nicht beßer und rief:

Wie sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne unschuldig verstoßen hatte. „Wart,“ rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrlichen Schneidern nicht mehr darfst sehen laßen.“ In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmeßer, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie eine flache Hand Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit, und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingerathen waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdroßen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonders Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holz war, aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck dich,“ so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt und da stund ein Teller und Meßer und Gabel daneben

und Schüßeln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rothem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag,“ zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht war, ob etwas darin zu finden oder nicht. Wenn es ihm einfiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich,“ so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gern wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war; sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu eßen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein,“ antwortete der Schreiner, „die paar Bißen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein.“ Sie lachten, und meinten er treibe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich.“ Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut, wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde,“ sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Meßer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüßel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stund in einer Ecke und sah dem Dinge zu, wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen.“ Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich aber legten sie sich schlafen, und der junge Gesell gieng auch zu Bett und stellte sein Wünschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stünde, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte, und gieng seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfieng. „Nun mein lieber Sohn, was hast du gelernt?“ sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe ist das Tischchen.“ Der Schneider betrachtete es und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes

Tischchen.“ „Aber es ist ein Tischchen deck dich,“ antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht alle satt.“ Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich.“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, schämte sich, daß er wie ein Lügner dastund, und die Verwandten lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegeßen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber mußte bei einem Meister in die Arbeit gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besondern Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu ist er denn nütze?“ fragte der junge Geselle. „Er speit Gold,“ antwortete der Müller;. wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: Bricklebrit, so speit dir das gute Thier Goldstücke aus.“ „Das ist eine schöne Sache,“ sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Gold nöthig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit“ zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste nicht gut genug, und je theurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufsuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergeßen und dich gut aufnehmen.“ Es trug sich zu, daß er in daſſelbe Wirtshaus gerieth, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Thier abnehmen und anbinden, der junge Gesell aber sprach: „Gebt euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wißen, wo er steht.“ Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte, einer der seinen Esel selbst besorge, habe nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff und zwei Goldstücke herausholte, und sagte, er sollte nur etwas gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig sei, der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen, und sagte, noch ein paar Goldstücke müße er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt,“ sprach er, „ich will nur gehen und

Gold holen!" nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stallthüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit," und augenblicklich fieng das Thier an Gold zu speien, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend," sagte der Wirt, „da sind die Ducaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg, und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe, zog der Geselle mit seinem Esel ab, und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wieder sah, und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Weiter nichts, als einen Esel." „Esel gibts hier genug," sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." „Ja," antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage „Bricklebrit," so speit euch das gute Thier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." „Das laß ich mir gefallen," sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen," sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht," sagte er und rief: „Bricklebrit," aber es waren keine Goldstücke, die herabfielen, und es zeigte sich, daß das Thier nichts von der Kunst verstand, denn es bringts nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heim giengen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war bei einem Drechsler in die Lehre gekommen, und weil das ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie es ihnen ergangen wäre, und wie sie der Wirt noch am letzten Abende um ihre schönen Wünschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin." „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? der macht ihn nur schwer." „Das will ich dir sagen," antwortete der Meister; „hat dir jemand etwas zu Leid gethan, so sprich nur: Knüppel aus dem Sack, so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so

lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: Knüppel in den Sack." Der Gesell dankte ihm, hieng den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel aus dem Sack," so sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst, bis er ihn ausgezogen hatte; und das gieng so geschwind, daß eh sichs einer versah die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit auch in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fieng an zu erzählen, was er alles merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja," sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich, einen Goldesel und dergleichen, lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein? dachte er, der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkißen unter. Der Wirt wartete, bis er dachte, er läge im tiefen Schlaf, dann gieng er herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler hatte schon lange gewartet; wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack." Alsbald fuhr Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder heraus gibst, so soll der Tanz von neuem angehen." „Ach nein," rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen laßen, aber hüte dich vor Schaden!" Dann rief er: „Knüppel, in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn sah, und fragte ihn wie seine Brüder, was er gelernt habe. „Lieber Vater," antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden." „Ein kunstreiches Handwerk," sagte der Vater; „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" „Ein kostbares Stück, lieber Vater," sprach der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." „Was!" rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe werth! den kannst du dir von jedem Baume abhauen." „Aber einen solchen

nicht, lieber Vater; sage ich: „Knüppel aus dem Sack,“ so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie herbeirufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken, und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen.“ Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, brachte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Der junge Müller sagte: „Bricklebrit,“ und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dirs an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen, und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm.“ Und kaum hatte der Schreiner: „Tischchen, deck dich“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüßeln voll auf besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrack und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?“ „Ach,“ antwortete der Rothe, „ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ „Das wollen wir schon austreiben,“ sprach der Bär, gieng mit zu der Höhle, und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls die Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Thiere nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Muthe war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Thier mit Glotzaugen in dem Hause des Rothen und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht

anguckt, aber ich will sehen, ob ich euch helfen kann." Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie, und wie toll in die Welt hineinlief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

108.

Der Tanzbär.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 102.)

Ein Tanzbär war der Kett entrißen,
kam wieder in den Wald zurück,
und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht," schrie er, „das ist Kunst, das lernt man in der Welt!
Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
und wenn ihr könnt!" Geh! brummt' ein alter Bär,
dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
sie sei so rar sie sei,
zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

109.

Räthsel.

Es gibt vier Brüder in der Welt,
die haben sich zusammengesellt:
Der erste läuft und wird nicht matt,
der andre frißt und wird nicht satt,
der dritte trinkt und wird nicht voll,
der vierte singt und klingt nicht wohl.

110.

Der Tod des alten Eberhard Stilling.

(Aus „Heinrich Stillings Jugend." Lebensgeschichte, Stuttgart 1835. Seite 85 ff.)

Der alte Stilling fieng nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenigen Hausgenoßen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrichen, der nunmehr eilf Jahr alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch, was Doktor Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einsmalen giengen Vater Stilling

Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margareth hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einen Korb zusammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie gieng den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzaxt sich stützend, seiner Gewohnheit nach, mühsam hinten darein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die am einen Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben," sagte Vater Stilling, und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worin er gern Antonio geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich, und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Freude schmecken ließ. Vater Stilling stund endlich auf und sagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere." Er gieng.

Indessen saßen Mariechen und Heinrich beisammen und waren vertraulich. Nach einiger Zeit pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! he! Nicht lange hernach kam er, sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stund, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen; denn er thats wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfieng, so stunden ihm die Augen voll Waßer. Mariechen und Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in den Wald hinein gieng, sah ich weit von mir ein Licht, eben so, als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich gieng darauf zu; wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich hab mein Lebtag so etwas Herrliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kanns euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da stunden viel tausend prächtige Schlößer, eins nahe beim andern. Schlößer! — ich kanns euch nicht beschreiben! als wenn sie von lauter Silber wären.

Da waren Gärten, Büsche, Bäche; o Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stund ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thür dieses Schloßes kam Jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie sie nah bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dortchen! (Nun schluchzten sie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: „O meine Mutter! meine liebe Mutter!") — Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: „Vater, dort ist unsere ewige Wohnung, ihr kommt bald zu uns." — Ich sah, und siehe alles war Wald vor mir; das herrliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald; wie freu ich mich darauf." Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie seine Mutter ausgesehen, was sie angehabt und so weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an, wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre selber ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon achtundvierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelistag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfieng, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschloßen endlich Beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittageßens dazu bestimmt.

Margarethe brachte also eine Schüßel Mus, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüßeln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studiren, Wißenschaften und Bücher verpicht sein mochte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war

nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater bei dieser jährlichen Feierlichkeit beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margarethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfieng.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margarethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, du fängst mir so an, zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur.

„Man wird als alle Tage älter, Margarethe.“

O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge,“ antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen.“

Heinrich lachte laut. Margarethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

Ach ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaub ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht was Krankheit ist; denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen.“

Ich glaube doch, Vater, versetzte Mariechen, ihr seid wohl verschiedne Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählet, daß ihr oft gefährlich gefallen seid.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen.“

Und das viertemal, fuhr Margarethe fort, wirst du dich todt fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu laßen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß Jemand anders das Haus decken, du hasts ja nicht nöthig.

„Margarethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Kann aber ein Mensch dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? Und gar wenn ich mich todtfallen soll, wie werde ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleib vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen,

wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd ichs willkommen heißen!"

Margarethe und Mariechen sagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben, und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens stunden sie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, sie machten es fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es giengen wohl noch acht Tag über, ehe es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs stund Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn Etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spür ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margarethe rieth ihm, er sollte sich anziehen, und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, Jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewißen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese treugemeinten Ermahnungen der Seinigen bestund darin: er wollte da auf den Kirschenbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen eßen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stund, und sehr spät, aber desto vortrefflicher Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren an keinem Baum gewesen. Nun dann, sagte Margarethe,

du mußt nun vor diese Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!“ Damit gieng er zur Thüre hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, fieng an, aß Kirschen und warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margarethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste faßen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth; sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.“ Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaumes, und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarethe stieg wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard hinab, gieng und hatte einen Hacken, um Rasen damit abzuschälen. Er gieng dieserhalb oben ans Ende des Hofes an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschenbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr in einander und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, — vor seinen Augen wars schwarz, wie die Nacht — lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch in starkem Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmenden Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschloßen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch

bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach, mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, schluchzte und weinte. Indessen kam Margarethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stund auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen; vergoßen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margarethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelaßen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett, und Margarethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen dreien Tagen gewis sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margarethe wartete ganz gelaßen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margarethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit naßen Augen an und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stund. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stund da, ergriff seines Großvaters beide Füße, und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie Einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als sein Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; so bald sie aber Katharinen rufen hörte, stund sie auf, gieng ans

Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, denn sie war vom Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder!" So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder stunden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte der Pastor helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!" Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen die Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und den Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

111.

Sterben.

(Philander von Sittewald. I. Erstes Gesicht.)

Ein Narr stirbt alle Tage, aus Furcht, daß er dermaleins sterben muß.
Ein Gottloser lebt alle Tage, als ob er nimmermehr sterben sollte.
Der aber ist weise, welcher alle Tage also lebt, als ob er müßte alle Stunde sterben.

112.

Stilles Gotteslob.

(Aus M. Diepenbrocks geistl. Blumenstrauß.)

Ach, hätt ich Engelzungen,
ich hätt euch wohl gesungen
das süße liebe Lied,
Das mir so still und selig
im jungen Herzen glüht.

Ich weiß gar keine Weisen,
den Herren so zu preisen,
den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
ihm singt und jauchzt und spielt.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
kann weinen nur und schweigen
in Seligkeit und Schmerz.
Ach Kind, er weiß dein Leben,
er sieht dir ja ins Herz.

113.

Die Stimme der Thränen.

(Von Herder.)

Drei Tage war Isaac im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Lamm zum Opfer?" —

„Mein Sohn," sprach Abraham, „Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!" So giengen die beiden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater seinen Sohn, und legte ihn auf den Altar, und faßete das Meßer in die Rechte, und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!" rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Abraham! schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehova schaut!" Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl; er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlaßenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel, und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

114.

Wie oft Gott zu danken sei.

(Wunderhorn, Kinderlieder Seite 27.)

Wie viel Körnlein Sand im Meer,
wie viel Sterne oben her,
wie viel Thiere in der Welt,
wie viel Heller unterm Geld,
in den Adern wie viel Blut,
in dem Feuer wie viel Glut,
wie viel Blätter in den Wäldern,
wie viel Gräslein in den Feldern,
in den Hecken wie viel Dörner,
auf dem Acker wie viel Körner,
auf den Wiesen wie viel Klee,
wie viel Stäublein in der Höh,
in den Flüßen wie viel Fischlein,
in dem Meere wie viel Müschlein,
wie viel Tropfen in dem See,
wie viel Flocken in dem Schnee,
so viel lebendig weit und breit:
so oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit.
Amen.

115.

Wandersmann und Lerche.

(Fabel, von W. Hey.)

Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu?
„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
das ist von Alters her mein Brauch:
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“
Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterem Gang,
war es so froh, so hell den zwein
im lieben klaren Sonnenschein,
und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

116.

Von der Fruchtbarkeit und der schnellen Verbreitung der Pflanzen.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein.)

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die

Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlaßenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbare Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägts, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne; aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000mal 1000 sei, glaubt man zu wißen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Januar bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichwald hätte 625 solcher Millionen; und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsproßen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele Tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe: alle lägen auf einander, keiner

könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit aus einander; die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wißen: andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftiget, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Forst und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefreßen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Türmen Kirschbäume und andere auf, wo gewis kein Mensch den Kern hin getragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Waßer, oder sie werden durch Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerißen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wißen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer

gekommen sei. Also müßen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Bliz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wißens wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wißens nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selbst gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sommerhitze begoßen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh, eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder das Leben rettet, belohnt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selbst ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

117.

Der Blinde und der Lahme.

(Von C. F. Gellert.)

Von Ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
ich armer Mann kann selbst nicht gehen.
Doch scheints, daß du zu einer Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließ du dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken:
Vereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war.

118.

Der Bär.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 345.)

Eigentliche Bären unterscheiden wir bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dieß wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine schwarze hält sich mehr nördlich auf, und lebt mehr von Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis ins südliche Europa und westliche Asien, frißt lieber Fleisch. Beide haben sie indes vieles ganz Uebereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen, schwarzen, führt ihre Liebhaberei zum Honig auch häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn verkostet haben, fängt. Nach seinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betretener Fußsteig, auf dem man dem Bären gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, unter andern ihn auch durch seinen dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind mache, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufschleppt, ihn wieder sammt sich selber hinunter wirft, bis er sich zerschmettert und so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe; das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin bekommt auch im Winterlager ihre Jungen. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren des Bären am meisten (beim Tanzen und so weiter) an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohne, ordentlich bewirten, ihn bitten, er solle doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit sammt den Früchten eßen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so menschenähnliches, daß einmal Einer einen

Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine rothe Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Tatze) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst.

119.

Das Männlein in der Gans.

(Von Friedrich Rückert.)

Das Männlein gieng spazieren einmal
auf dem Dach, ei seht doch!
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,
gib Acht, es fällt noch.
Eh sichs versieht, fällts vom Dach herunter,
und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.

Unter dem Dach steht ein Waßerzuber,
hinein fällts nicht schlecht;
Da wird es naß über und über,
ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
die wirds Männlein saufen.

Die Gans hats Männlein 'nunter geschluckt,
sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
das wollt ich sagen;
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
das ist der Köchin ärgerlich.

Die Köchin wetzt das Meßer,
sonst schneidts ja nicht:
Die Gans schreit so, es ist nicht beßer,
als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
zum Braten auf Weihnachten.

Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
und brät sie,
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
was kanns dem Männlein schaden?

Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus und zerschneidt sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
kriechts Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,
da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf,
und macht sich über die Gans her.
Es sagt: Du hast mich gefreßen,
jetzt will ich dafür dich eßen.

Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
als wären seiner sieben;
Da eßen wir alle dem Männlein zum Trotz,
da ist nichts übrig geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Tätzlein,
das kriegen dort hinten die Kätzlein.

Nichts kriegt die Maus,
das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachtsspaß;
Aufs Neujahr lernst
du was?
Den Ernst.

120.

Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.

(Von J. A. Musäus. Volksmährchen der Deutschen. 1826. II. Seite 67 ff.)

Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müßen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in Unterredung einzulaßen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indessen wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fiengen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und gieng wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fiengen ihren Gesang von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Geiste. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durchaus nicht befriedigen laßen, war ein eigensinniger, störriger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: „Rübezahl," rief sie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicks versichtbarte sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehr?" Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrecken; wie sie aber ein frisches herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur," sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht, sei bedankt für deinen guten Willen." „Weißt du auch," entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir

deinen Schreier, daß ich ihn freße; so ein leckerer Bißen ist mir lange nicht vorgekommen." Darauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften schwebt oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, ehe du mir mein Kind raubest." Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück: dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste dich nicht; ich bin kein Menschenfreßer, wie du wähnest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben: der Schreier gefällt mir, ich will ihn halten, wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir."

Ha! lachte das rasche Weib, gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge, wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Thörin! versetzte Rübezahl, hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken, Tag und Nacht.

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist. Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen.

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen da; wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist ers nicht gewesen, der geschrieen hat. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie. O ja, die hat er; er rührt sie auch, und ich fühls zuweilen.

Der Geist, aufgebracht. Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.

Sie, lachend: Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen.

Der Geist. Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?

Sie. Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch laßen sauer werden. Schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber, Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ichs und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist. Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Sie. Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist. Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt ins ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib. Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und fürs Vaterland in ihrem Beruf, können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt er fürdergehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: Ich hab euch einmal gerufen, sprach sie, helft mir nun auch auf, und wenn ihr ein übriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gröschel zu einem paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrot aus Böhmen mitbringen. Der Geist antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben. Auch gut, versetzte das Weib, und gieng ihres Weges.

Je weiter sie gieng, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl hab ihr einen Possen gespielt, und eine Last Steine unter das Laub practicirt; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel Laub ins Vortuch, als sie darein faßen konnte; aber bald wurde ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochbepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Desungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern

das Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie gieng zuerst mit dem Melkfaße ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckenvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirtschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzete tief: Ich unglückliches Weib, was fang ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt! — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen: Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Uebereilung. Laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Waßer im Brunnen. Wenns auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ists mehr, als ein böses Ehestündlein? hab ich doch nichts verwahrlost. Die Ernte stehet bevor, da kann ich schneiden gehn, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab ich die, so wirds auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb, wie gediegen Gold; sie hob es auf, besahs, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannts für reines Gold, schacherts ihr ab, und zählt' ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergeßen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nicht im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte. Sie überließ sich ganz der mütter-

lichen Freude, die hungrige Kinderschaar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh bei Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen gieng über alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sah, und einen ganzen Haufen goldner Blätter darin erblickte. Daher schärfte sie geschwind das Küchenmeßer, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß, als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältnis in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben: sie ward unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wißen laßen, aus gerechter Besorgnis, daß er vom Wuchergeist angetrieben den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben laßen möchte. Sie sann lange, wie sies klug genug damit anstellen möchte, und fand keinen Rath. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem trostreichen Seelenpfleger des Dorfes, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen und was sie dabei für Anliegen habe. Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: Hör an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich dirs getreulich aufbewahre; dann will ich einen Brief schreiben in welscher Sprache, der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde gieng, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben, und hab all sein Gut dir im Testament vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn, noch Dank von dir; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel bescheert hat, und gelob ein reiches Mesgewand in die Sacristei. Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich: sie gelobte dem Pfarrer das Mesgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewißenhaft bis auf ein Quentlein aus, legt' es in den Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder ein Weiberpatron. So sehr die wackere Dörferin mit ihren Gesinnungen und ihrem Benehmen seine Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, trug groß Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß ihm Angst und Weh dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsche den Daumen aufs

Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Ausreiter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her, und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnt ihm der schwer-beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Der Laurer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewis war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so giengs bergab nach der Heimat zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stund. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stund daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare dießmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen ins Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel kaufen und befrachten zu können. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden nnd gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie natürlich, weiter nachhieng. Ist einmal der Esel da, dacht er, so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Entwürfen beinahe so weit wie jenes Milchmädchen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum, und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücken zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenns anders nicht Täuschung war, und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahms für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden war, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagt' er, Rübezahl du Schadenfroh, was hab ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brot mir nimmst, meinen sauern Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochenes Glas; Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen noch hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Kaufmann, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, gieng er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Speculationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er diesen Kniff: sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu laßen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich ins Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit seinem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen laßen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Mann nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe macht' er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer ungerechten That sich erfinden zu laßen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschloßen, was ihn

Wunder nahm, obs ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrläßigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd und wüste, da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es hab ihm bereits ein Diebsgenoße vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm: denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mislungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Antheil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vors Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in die Bettkammer, ohne daß sie ans Abendeßen gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne! Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiderte diese herzlichen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab, und warf sich mismuthig auf die Ofenbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, giengs ihr ans Herz. Was plagt dich, lieber Mann? sprach sie bestürzt, was hast du? Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursach seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfaßung übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter, und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spionirt hatte. Was kümmert dich mein Vieh? sprach sie, hast

du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme dich nicht: wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt. Da kannst du lange warten, sprach der Hoffnungslose. Ei nun, versetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichthum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich ins Waßer, nähren kann ich sie nicht. Nun so kann ichs, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewißen genugsam geschärft hatte, verkündigt' er ihm nun auch die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den welschen Brief heraus, und verdolmetscht' ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei, und die Verlaßenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stund da wie ein stummer Oelgötz, konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme; er wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirt, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirtschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das Capital so gewißenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Messgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, und diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

121.

Gott ists.

(Von W. Hey.)

Kleine Biene, wer sagt es dir,
daß die Blumen blühen hier?
Wer hat denn dir den Tisch gedeckt,
daß es dir so lieblich schmeckt?
Weißt du, wer so an dich gedacht?
Gott ists, der alles hat gemacht.

122.

Das kostbare Kräutlein.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 16.)

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, giengen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.

Wallburg sprach: Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so.

Ei! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt.

Wallburg antwortete: Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

Leichter träget, was er trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

123.

Der Lenz.

(Von Fr. Hagedorn.)

Der Nachtigall reizende Lieder
ertönen und locken schon wieder
die fröhlichsten Stunden ins Jahr,
Nun singet die steigende Lerche,
nun klappern die reisenden Störche,
nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Nun heben sich Binsen und Keime,
nun kleiden die Blätter die Bäume,
nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen
und tränken mit spielenden Wellen
die Triften, den Anger, den Wald.

124.

Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheidt und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg gieng dabei über den Kirchhof oder sonst an einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselts nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." „Ei, Vater," antwortete er, „ich will gern was lernen; ja, wenns angieng, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts." Der Aelteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen." Der Vater seufzte, und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald hernach kam der Küster zum Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Noth, und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wiße nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" „Ei," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist," dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, gieng er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Turm hinauf; als er oben

hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach, daß du fort kommst, oder ich werf dich hinunter.“ Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehn; da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Bub; „aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmißen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob ers ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.“

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! meinen Mann hat er zum Schallloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater,“ antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stund da in der Nacht, wie einer der Böses vor hat, ich wußte nicht wers war, ich habs ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihrs haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, gieng hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Da gieng ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo Siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben: setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört,“ antwortete der Junge, „das will ich gern thun; lern ich aber so geschwind das Gru-

seln, so sollst du meine funfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da gieng der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter, und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht gieng der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in Acht, sonst häng ich euch wieder hinauf.“ Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen,“ und hieng sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer, und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was gruseln ist?“ „Nein,“ antwortete er, „woher sollt ichs wißen? die da droben haben das Maul nicht aufgethan, und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, verbrennen ließen.“ Da sah der Mann, daß er die funfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, gieng fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge gieng auch seines Weges, und fieng wieder an vor sich hinzureden: „Ach, wenn mirs nur gruselte! ach, wenn mirs nur gruselte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei,“ antwortete der Junge, „ich wollte, daß mirs gruselte! aber Niemand kann michs lehren.“ „Laß das dumme Geschwätz,“ sprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe.“ Nun gieng der Junge mit dem Fuhrmann; Abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ „Ach, schweig stille,“ sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser

erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin schlafen wollte. Der König hätte dem, ders wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da gieng der Junge am andern Morgen vor den König, und sprach: „Wenns erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?" Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst." Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Meßer."

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, gieng der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Meßer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mirs nur gruselte!" sprach er, „aber hier werd ichs auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hinein blies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren!" rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" „Ja," antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her." Da streckten sie die Krallen aus. „Ei," sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen," sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," und schlug sie todt, und warf sie hinaus ins Waßer. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrieen gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmeßer: „Ei, du Gesindel! fort mit dir!" und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt, und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an, und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen

bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich, und sah in der Ecke ein großes Bett, gieng und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fieng das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so," sprach er, „nur beßer zu." Da fieng das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Da schleuderte er Decken und Kißen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!" legte sich an sein Feuer, und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre todt. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen!" Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ists noch nicht!" Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut," antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen." Als er nun zum Wirt kam, machte der große Augen, und sprach: „Ich dacht nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt was gruseln ist?" „Nein," sagte er, „ich weiß es nicht, wenn mirs nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht gieng er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „Wenn mirs nur gruselte." Wie Mitternacht herankam, fieng ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann wars ein bischen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da gieng der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das gethan hatte, und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ists nicht gemeint," sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sichs nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?" „Ja, wenn du Geld hast." „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund?" Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank, und drehte sie rund. „Jetzt werden sie beßer schüppeln," sprach er, „heida! nun gehts lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war Alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „Wie ist dirs dießmal gegangen?" fragte

er: „Ich habe gekegelt,“ antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was,“ sprach er, „lustig hab ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank, und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer, und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha ha! das ist gewis mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist,“ winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber gieng hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein todter Mann darin; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ sprach er, „ich will dich ein bischen wärmen,“ gieng ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer, und legte ihn auf seinen Schooß, und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fieng an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Vetterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!“ Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen.“ „Was,“ sagte er, „ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg,“ hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer, und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln,“ sagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern, und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart, und sprach: „O du Wicht, nun sollst du bald lernen, was gruseln ist, denn du sollst sterben.“ „Nicht so schnell,“ antwortete er, „da muß ich auch dabei sein.“ Sprach der Mann: „Dich will ich schon packen!“ — „Nur sachte, mach dich nicht gar zu breit: so stark wie du bist, bin ich auch, und wohl noch stärker.“ „Das will ich sehen,“ sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich laßen; komm, wir wollens versuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Axt, und schlug den einen Amboß mit einem Schlage in die Erde. „Das kann ich noch beßer,“ sprach der Junge, und gieng zu dem andern Amboß, und der Alte stellte sich neben ihn und wollte zusehen, und sein weißer Bart hieng herab. Da faßte der Junge die Axt, und zerspaltete den Amboß auf einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich,“ sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir.“ Dann faßte er eine Eisenstange, und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ den Alten

los, der führte ihn wieder ins Schloß zurück, und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon," sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe, und der Geist verschwand, also, daß der Junge im Finstern stund. „Ich werde mir doch heraus helfen können," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer, und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „was ists nur? Mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich keiner gelehrt." Der König sprach: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten." „Das ist all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will ihm Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und gieng hinaus, und ließ sich einen großen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Waßer mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist."

125.

Roland Schildträger.

(Von Ludwig Uhland.)

Der König Karl saß einst zu Tisch
zu Aachen mit den Fürsten.
Man stellte Wildpret auf und Fisch
und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
manch rothen, grünen Edelstein
sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenschein,
ein Riese trägts im Schilde sein,
tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
die wollten da nicht feiern,
Sie haben Stahlgewand begehrt
und hießen satteln ihre Pferd',
zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
euch nachzutragen euern Speer
sammt eurem guten Schilde."

Die sechs Genoßen ritten bald
vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
wie wohl ihm war, des Helden Speer,
des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
in Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund am vierten Tag
der Herzog Milon schlafen lag
in einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
den trug ein Riese, groß und wild,
vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
es wacht sein Speer, sein Schild und [Schwert,
es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Ross bestieg er dann
und ritt erst sachte durch den Tann,
den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
dich reuet noch dein Necken.
Hab ich die Tartsche lang und breit
kann sie mich beßer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug,
auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
sein Ross noch auf die Seite;
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
doch von dem Wunderschilde sprang
auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
er war zu unbehende:
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
ihm unterm Schild die linke Hand,
daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
wie ihm der Schild entrißen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
mußt er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
doch Roland in das Knie ihn stach,
daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
ins tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
und freute sich am Glanze.

Dann barg ers unterm Kleide gut,
und gieng zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle;
Zurücke ritt der jung' Roland,
dahin, wo er den Vater fand,
noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit,
vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen: [Roland!
„Wach auf, wach auf, mein Sohn
nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
daß wir den Riesen suchen!“

Sie stiegen auf und eilten sehr,
zu schweifen in der Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
mit dessen Speer und Schilde;
Sie kamen bald zu jener Stätt,
wo Roland jüngst gestritten hätt,
der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
so er ihm abgehauen. [Speer,
Nicht mehr des Riesen Schwert und
auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
nur Rumpf und blutge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunen Stumpf,
wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag ich mehr?
verschlafen hab ich Sieg und Ehr,
drum muß ich ewig trauern!“ —

Zu Aachen vor dem Schloße stund
der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
sie weilen allzu lange.
Doch seh ich recht, auf Königswort!
so reitet Herzog Heimon dort,
des Riesen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Haag,
und funfzig Schritte weiter lag
des Riesen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
ich bring es aus dem Wald zurück,
fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
ein Waffen stark und lange. [Druck;
Wohl schwitz ich von dem schweren
hei! bairisch Bier, ein guter Schluck,
sollt mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
gieng neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
manch Waffenstück noch finden kann,
ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
den Schild des Riesen schwingen:
„Der hat den Schild, des ist die Kron,
der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab ich, ihr lieben Herrn,
das Kleinod hätt ich gar zu gern,
doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
der nach dem Schloße lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
und trug ihm seinen starken Speer
zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
den Zierath in der Mitten,
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
das gab so wunderklaren Schein
als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
im Schilde Milons brannte,
Da rief der König wohlgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
das Kleinod ihm entrißen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,
sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant,
wer gab dir das, Geselle!“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
daß ich erschlug den groben Wicht,
derweil ihr eben schliefet.“

126.

Das Dromedar.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 127 ff.)

Das einbuckelige Kameel, welches man Dromedar nennt, hat nur einen Höcker und ist weniger häßlich, als das mit zwei Buckeln. Es ist häufiger, und über Arabien, Nordafrica, von Aegypten bis nach Mauritanien, vom Mittelmeere bis zum Senegal, Abyssinien, Persien, der südlichen Tartarei und Indien verbreitet.

Dieses höchst merkwürdige Thier, welchem der Araber in seiner blumenreichen Sprache mit Recht den Beinamen „Schiff der Wüste“ gegeben hat, ist zur Durchreise der heißen afrikanischen Wüsten unentbehrlich und dem Araber so nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Ohne dieß höchst nützliche Geschöpf, welches der Araber als das kostbarste Geschenk des Himmels ansieht, würde man Sandmeere, wie die Sahara, wo das Auge nur eine endlose Fläche Flugsandes sieht, nicht durchreisen können, und nur mit dem Dromedar, das wenig frißt und viele Tage den Durst bezwingen kann, ist dieses Wagstück möglich. In der frühesten Jugend wird es schon an Entbehrungen aller Art gewöhnt, zum Niederknieen gebracht, und gezwungen, in dieser Lage zu verweilen. Später erhält es eine beträchtliche Last aufgebürdet, die einer noch schwereren Platz macht.

Die meisten dieser Thiere werden zum Lasttragen gebraucht; einiger andern, die sich zu diesen wie Reitpferde zu Lastpferden verhalten und Maherri genannt werden, bedient man sich nur zum Reiten. Der Araber sitzt oben auf seinem Höcker und ist mit einer Flinte, Lanze, Pfeife und anderem Geräthe versehen. Der Maherri läuft gewöhnlich nur zwanzig Stunden; allein angetrieben legt er auch sechzig Stunden zurück. Sonnini erzählt, daß ein Beduinen-Araber die Reise von Kairo in Aegypten bis Mekka in fünf Tagen zurücklegte, ein Weg von vierhundert Stunden, wozu die Pilgrims-Karavanen mehr als dreißig Tage nöthig haben; er machte mithin achtzig Stunden in einem Tage. Die Sättel der Dromedare sind in der

Mitte hohl, und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes, wagrecht gestelltes Holz, an welchem der Reiter sich fest hält. Lange, an den Seiten herabhängende Beutel mit einiger Nahrung für den Reiter und das Kameel, ein Schlauch Waßer und ein lederner Gurt zur Peitsche ist das ganze Geräth. Der gewöhnliche Gang ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf und den Schwanz in die Höhe richten. Für jeden Ungeübten ist diese Art zu reisen höchst beschwerlich; die Hände schwellen an und schmerzen, die Schenkel werden wie zerbrochen, dabei stellt sich der heftigste Kopfschmerz ein durch die beständige Erschütterung, denn das Thier hat einen schweren Tritt; auch lebt der Reiter in Furcht, von dem hohen Sitze das Gleichgewicht zu verlieren und herunter zu stürzen, und die Schnelligkeit des Laufs in der glühenden Luft soll ihm fast den Athem nehmen. Zu den Unbequemlichkeiten sind noch ferner die Wanzen und anderes Ungeziefer zu zählen, welche sich auf dem Höcker aufhalten, und wenn die Dromedare sich beim Eintritt in eine Stadt drängen, wird die Sorge um die Existenz des Reiters noch größer.

Alle Kameele lieben Musik, und scheinen an der menschlichen Stimme Wohlgefallen zu haben; der Araber, wenn er einen starken Marsch machen will, feuert sie durch Gesang an, der mehr auf sie wirken soll, als alle Schläge; auch sollen sie, nach den Zeugnissen einiger Reisenden, langsamer und rascher gehen, je nach dem langsameren oder schnelleren Takt des Gesanges. Werden sie überladen, so steigen sie nicht eher auf, bis die Bürde erleichtert ist. Sie sind äußerst mäßig, und zur Zeit der Noth ist, nach eines Reisenden Versicherung, ein alter Weidenkorb ein ganz gutes Eßen. Haben sie jedoch reiche Weide, so suchen sie nur die besten Gräser. Auf langen Reisen füttert man sie mit etwas Gerste, Bohnen, Datteln oder mit Kugeln von Waizenmehl.

Die köstlichste und nothwendigste Eigenschaft dieses Thieres ist die, daß es viele Tage ohne Beschwerde das Waßer entbehren kann, und dieß allein macht es zu dem nützlichen, für den Araber unentbehrlichen Geschöpf. Hat es lange gedürstet, so wittert es hoch in der Luft, um in weiter Ferne eine Quelle zu entdecken, und verdoppelt seine Schritte, um dahin zu gelangen und den brennenden Durst zu löschen, welcher es jedoch weniger plagt, als seinen Herrn. Hat es zwölf bis zwanzig Tage nicht getrunken, dann ist es aber auch im Stande, zwei Tonnen oder 240 Flaschen Waßer zu sich zu nehmen, sonst freilich nicht so viel. Wenn daher eine Karavane von dreihundert Stück Kameelen an eine der dürftigen Quellen der Wüste kommt, wo nur eins nach dem andern saufen kann, so währt es wohl drei Tage, bis alle ihren Durst gelöscht haben. Ist jedoch eine solche Quelle, welche die Führer der Karavanen kennen, versiegt, und sind die Waßerschläuche geleert,

so treibt die Noth den Menschen, ein Kameel oder mehrere zu schlachten, um das im Pansen befindliche Waßer zu erhalten und dem verzehrenden grimmigen Durste nicht zu unterliegen. Man weiß nicht, ob sich das Waßer in den Zellen erzeugt, oder von dem getrunkenen zurückbleibt. Dieses Waßer, welches Einige als klar, hell und erquickend beschreiben, schildern Andere als bitter, warm und noch gemischt mit unverdautem Futter: um es trinkbar zu machen, müße es durch ein Tuch geschlagen werden.

Ehe noch die Wüste endigt, öfters schon zwei Tage vorher, erheben die Thiere ihre Köpfe, wittern die in weiter Ferne gelegenen Weiden und Quellen, und verdoppeln ihre Schritte, sie zu erreichen.

Das Kameel wird mit den Knie- und Brustschwielen geboren, ist erst im fünften Jahre erwachsen, und kann funfzig Jahre alt werden. Es schläft auf den Knieen und ruht auf diesen und den Brustschwielen. Seine Augen sollen im Schlafe offen bleiben. Es ist wachsam und wird durch das geringste Geräusch erweckt.

Auch zum Krieg wird dasselbe gebraucht, denn die Perser haben abgerichtete Kameele, welche kleine Kanonen auf ihrem Rücken tragen und bei jedem Schuße stille stehen und den Kopf senken.

Die Araber bewahren das Fleich der jungen Dromedare in Gefäßen auf, indem sie es mit Fett übergießen. Aus der fetten, bläulichen, ohne Zusatz von Waßer nicht genießbaren Milch wird Butter und Käse bereitet. Aus den groben Haaren werden Decken und Kleider gemacht; selbst der Mist wird in diesen von allem Holz entblößten Gegenden zum einzigen Brennmaterial verwendet.

127.

Das Fräulein Luft und Junker Duft.

(Von Friedrich Rückert.)

Es kam das zarte Fräulein Luft
vom Himmel her entstiegen,
und sah in Blumenwiegen
den zarten Knaben liegen,
den zarten Knaben Duft.

Da rief das zarte Fräulein Luft
und ließ sein Stimmlein fliegen:
Zu dir komm ich gestiegen,
wie lange willst du liegen
in deiner stummen Gruft?

Da sprach der zarte Knabe Duft,
der bis daher geschwiegen,
still blieb er dabei liegen
in seiner sanften Wiegen,
und sprach: Wer ists, der ruft?

Ich bin das edle Fräulein Luft,
es sei dir nicht verschwiegen,
ich, die kann gehn und fliegen
und mich auf Flügeln wiegen,
ich bins, mein Junker Duft.

Ich will, o süßer Junker Duft,
aus deinen eignen Wiegen
will ich dich lehren fliegen,
und Flügel sollst du kriegen
wie ich, das Fräulein Luft.

Da sträubte sich der Knabe Duft,
da gieng es an ein Kriegen:
es stritten um die Wiegen,
darin er wollte liegen,
sich Duft und Fräulein Luft.

Da wehrte noch der kleine Schuft
so streng sich und gediegen,
er mußte doch erliegen,
es wußt ihn zu besiegen
das starke Fräulein Luft.

In Blättlein, hoch und tief gestuft,
wie er sich mochte schmiegen,
sie wußte sich zu biegen
und ihn hervor zu kriegen
aus der geheimen Schluft.

Hinflogen freudig Duft und Luft;
und es ist uns verschwiegen,
ob sie zum Himmel fliegen,
ob noch zusammen fliegen
durch Feld und Wald und Kluft.

128.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

(Von J. P. Hebel.)

HAt jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Heimat. Hat zum Beispiel die Schweiz viel heerdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lavinen. Der zwölfte Dezember des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübnis und Angst für die Armen, die es treffen werde, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rißen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schoßen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten und Ställe, Scheuern und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken,

mit allen Wohngebäuden, die darauf stunden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, sie über das Häuslein wegfahre, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen" — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hielt ihn schwebend in der Luft wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon, und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten."

Anders gieng es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind." Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei: barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr warzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben," rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus." Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da

ward ihr Herz mit Freuden und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floßen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerißen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlaßen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf ihre eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich in ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwiz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit Einem Schlag eilf Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen dreißig Häuser, und mehr als einhundert und funfzig Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hunderttausend Gulden man sollte den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

129.

Gottes Lob.

(Von Clemens Brentano.)

Kein Thierlein ist auf Erden
dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'st sie alle werden
und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
zischt dir ins Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
der kleine Mückenschwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
ist keins zu klein und arm.

Sonn, Mond gehn auf und unter
in deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
sind sich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache
ohn dich, vom Haupt kein Haar:
O theurer Vater, wache
bei uns auch in Gefahr.

Zu dir, zu dir
ruft Mensch und Thier,
Der Vogel dir singt,
das Fischlein dir springt.

Die Biene dir summt,
der Käfer dir brummt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein.

130.

Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 1839. Seite 1 ff.)

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große, schöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, das nur statt der Buchstaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben sei. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; eben so wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben so wundervolles Werk und Zeugnis von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge

Fallenden, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, und also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde giengen, als die großen Türme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Turm in Straßburg: so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers, von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000 mal die Höhe der großen Nürnberger Türme, und 47,000 mal die Höhe des Straßburger Münster-Turmes. (Jene zu 123, diese zu 220 Ellen gerechnet.)

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Meßungen der Astronomen welche gibt, die fünfmal so hoch sind wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Oertelerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzig mal so hoch, als die Sebalder Türme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch, als der Oertelerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was die Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterdringenden Waßers und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wißen. Dieß besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Waßer ausgefüllt sein mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, zum Beispiel im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Waßer angefüllt und untereinander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann

die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserem deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz, oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene, Meilen weit sich fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Eintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweisen. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der waßerreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahr 1702 unweit Friedrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem Norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbette des Meeres fortzusetzen, und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch Niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist sechs englische Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzudringen vermag, meist nur als das obere Geschoß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekannten Tiefe braust der Waßerfall der Höhle bei Levington, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgänge wieder fand; in diese Tiefen stürzen die Waßer der Castletons- und Paolshöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Theil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschächte vieler andern Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre

Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müßen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten herauf dringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Waßer immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen empordringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Heerd der Vulkane sehr tief und weit entfernt sein müße, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen statt finden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf dreißig Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Lichte anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüße stürzen nieder und machen die aufgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, wie denn ein solcher im Jahr 79 nach Christo in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Ausbrüchen aus den Bergen hinausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie zum Beispiel 1783 auf Island, in einer solchen Masse ausgefloßen, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, ganze hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich

aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wäßriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

Ein Theil der Quellen, besonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen, in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Waßer werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Waßerdämpfe aus der Luft an sich ziehen, eben so wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Waßer läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefeltheile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie zum Beispiel den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Waßer in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüßen, die Flüße vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewäßer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Waßer gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und da zum Beispiel der große feuerspeiende Berg Avatcha auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küsten sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelaßen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewäßer gebildet haben; alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß

sie auch einmal alle unter Waßer gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind, und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlaßen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Waßer darüber geflutet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stund.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden, und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da so gesenkt haben, da die Zeichen, die man vor etwa sechzig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dieß nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unsrer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher stunden, verlaßen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Canstadt im Württembergischen, bei Burgtonna in Thüringen, und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, zum Beispiel im Braunschweigischen und Hannöverischen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müßen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, eben so wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wißen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wißen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika, erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde giengen. Und an eine solche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) ins Meer versunken zu sein; ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen aus vulkanischem Feuer erzeugten) aus dem Waßer und im Waßer gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben sich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südtyrol und in der Schweiz sehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es schon ein belebtes Meer gab, und haben sich zum Theil über Lagen und zwischen Lagen erzeugt, in denen Seegeschöpfe eingeschloßen sind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entstunden, worin solche Wesen leben können, nämlich im Waßer). Sie finden sich meist nur an den höchsten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meisten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eisen, gewonnen. Man findet diese großentheils in sogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich durch die hineingefloßenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein, aus Gyps bestehen, welche viele Muscheln und Steinkohlen und auch Salz in sich führen, und noch andere Eigenschaften haben, die hier nicht weiter beschrieben werden können, nennt man Flötzgebirge. Diese enthalten zwar im Allgemeinen nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eisen.

Den losen Sand, Lehm, Töpferthon, die in unsern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man, außer eben diesem

Lehmen und Töpferthon, und außer Braunkohlen, nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

131.

Die Erde.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

DIe Erde ist das unterste Element und unser Aller Mutter, das Wirtshaus, in welchem wir unser Leben verschließen, das Grab und die Ruhestatt unserer Arbeit. Die Erde ist also der Anfang, der Fortgang und der Ausgang unseres Lebens, welche von viel tausend Jahren her viel tausend Geschlechter der Menschen auf ihrem Rücken getragen, verschlungen, hervorgebracht, und ist bereit, auf solches ihr Werk zu beharren und ihre Bürden zu verschlingen. Also wandert die lebendige Erde auf der todten Erde, bis endlich eine mit der andern vermenget wird.

Wann ich nun die Erde anschaue, so gedenke ich, daß ich davon genommen bin, und gleich allen Menschen wieder zu Erde werden muß. Es ist eine mütterliche Begünstigung, daß mich die Erde träget, ernähret und meinen Leib zu ihr nehmen wird; aber noch eine größere Gunst erweiset sie mir, indem sie mich stillschweigend des Todes erinnert, und lehret, daß zwar der Leib irdisch, meine Seele aber himmlisch sei.

132.

Morgenlied.

(Von M. A. Buchner. Anfang des 17. Jahrhunderts.)

DEr schöne Tag bricht an,
die Nacht ist abgethan,
Die Finsternis vergangen:
laß uns dein Licht umfangen,
Du, unsre Sonn und Leben,
der Welt zum Heil gegeben!

Laß uns in deiner Hut
das thun, was recht und gut,
Und stets als Kinder leben,
die dir sich ganz ergeben,
In deinen Wegen gehen
und fest im Glauben stehen.

Befällt uns Kreuz und Noth,
so hilf, du treuer Gott,
Daß wir in allen Stücken
uns drein geduldig schicken,
Denn dir nicht widerstreben
ist ja das beste Leben.

Gib Speis und Trank dem Leib,
daß er bei Kräften bleib,
Und soll die Seele scheiden,
so seis zu deinen Freuden,
Daß wir auf deinen Namen
getrost hinfahren. Amen!

133.

Die weiße Schlange.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüßel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, als er die Schüßel wieder wegtrug, die Neugierde so heftig, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüßel in seine Kammer brachte. Er verschloß die Thüre sorgfältig, hub den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Lust nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er gieng und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die mit einander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fort kam, und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen, und drohte ihm unter heftigen Scheltworten: wenn er bis Morgen den Thäter nicht zu nennen wiße, so solle er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld betheuerte, er ward mit keinem beßern Bescheid entlaßen. In seiner Unruhe und Angst gieng er hinab in den Hof, und bedachte, wie er sich aus seiner Noth helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Waßer friedlich neben einander, ruhten sich, putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt, und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute Morgen alle herumgewackelt wären, und was für ein gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinunter geschluckt." Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche, und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese fette zuerst ab." „Ja," sagte der Koch, und wog sie in der Hand, „die hat schon lange darauf

gewartet und gibt einen guten Braten," und schnitt den Hals ab. Und als sie ausgenommen wurde, so fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus, und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Er machte sich auf den Weg, und kam eines Tages zu einem Teich, da bemerkte er drei Fische, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Waßer schnappten. Da er die Thiersprache verstund, so hörte er, wie sie klagten, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab, und setzte die drei Gefangenen wieder ins Waßer. Sie zappelten vor Freude und riefen ihrem Erretter zu: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten." Er ritt darauf weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie sich ein Ameisenkönig beklagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den plumpen Thieren vom Leibe blieben! da tritt mir das ungeschickte Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder." Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten." Da führte ihn der Weg in einen Wald, und er sah zwei Rabeneltern, die stunden bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel!" riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug, und könnt euch selbst ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen, und schrien: „Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns ernähren, und können noch nicht fliegen! uns bleibt nichts übrig, als hier Hungers zu sterben." Da stieg der gute Jüngling ab, tödtete das Pferd mit seinem Degen, und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten."

Er mußte jetzt zu Fuße weiter gehen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt: die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müße eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter in ihrer großen Schönheit sah, vergaß alle Gefahr, trat vor den König, und meldete sich als Freier.

Er ward hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen; dann ward ihm aufgegeben, den Ring aus dem Grunde herauszuholen, und ihm gedroht, wenn er ohne ihn wieder in die Höhe käme, so würde er aufs neue hinabgestürzt und müße in den Wellen umkommen. Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn einsam am Meere zurück. Da stund er unentschloßen am Ufer, und überlegte, was er wohl thun sollte, als er auf einmal drei Fische daher schwimmen sah, und es waren keine andern als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelste hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige, und erwartete, daß er ihm dafür den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er solle erst eine zweite Aufgabe lösen. Sie gieng hinab in den Garten, und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. „Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben," sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Vergeblich sann der Jüngling, wie er diese Forderung erfüllen könnte; er saß traurig im Garten, und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tod geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke rund um gefüllt neben einander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen viertausend Ameisen in der Nacht herangekommen, und die dankbaren Thiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit aufgelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen, und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling hätte aber niemals den Baum des Lebens gefunden, wenn die jungen Raben, um dankbar für ihre Erhaltung zu sein, sich seiner nicht angenommen hätten. Sie waren indeßen groß geworden und waren ihrem Erretter nachgezogen, und als sie hörten, was die Königstochter forderte, flogen sie zu dem Baume des Lebens, und einer brachte im Schnabel einen Apfel, den er in die Hand des Jünglings fallen ließ. Er überreichte ihn der schönen Jungfrau, und da auch die letzte Bedingung erfüllt war, so blieb keine Ausrede mehr übrig. Sie ward seine Gemahlin, und als der alte König starb, erhielt er die Krone, und da sie den Apfel von dem Baume des Lebens gegeßen hatten, so erreichten sie in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

134.

Chidher.

(Von Friedrich Rückert.)

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dort,
das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang als schäumen die Wellen dort,
fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort,
schon ewig wohn ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrieen und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich desselbigen Weges fahren.

135.

Der Hahn.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 210 ff.)

Ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn ist unter allen Vögeln der angenehmste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem fremden Hahne, der es wagt, sich unter seine Hühner zu mischen, und wehe jedem Menschen, der sich erkühnt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Lieben zu rauben! Alle seine Gedanken

weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat, denn er theilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt; jetzt zieht er an der Spitze seiner Schaar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat. Spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er, und verkündet sie durch sein lautes Krähen; mit lautem Krähen verkündet er den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr! wer wagts mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, so kräht er wieder aus Leibeskräften, und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann.

Am schönsten entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er früh Morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hühner freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln, und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen, die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern nieder zu schmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Muth, an Kräften gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte, zu Vertheidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sichs wohlschmecken laßen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich, da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe.

Sie springen nicht mehr, aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden: er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein, und grakelt wie eine Henne, denn, für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners sein Leben aushauchen sollte. Daß in der Regel der Haushahn mit größerem Muthe kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der Besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muß, sich künftig von neuem mit ihm zu meßen.

Will man Hähne haben, die sich mit einander vertragen, so thut man am besten, einen jungen beim alten, oder zwei junge zusammen aufzuziehen, obgleich auch dann meist heftige Verfolgungen nicht ausbleiben. Hat man einen alten Hahn, oder mehrere, und bekommt einen neuen, schöneren, den man mit jenen zugleich halten möchte, und zwar so, daß er die Oberherrschaft führt, so muß man letzteren ja nicht plötzlich hinlaufen laßen, so daß jene ihn sogleich überfallen können, sondern muß jene erst einen oder einige Tage wegsperren, und erst dann loslaßen, wenn dieser mit den Hühnern ganz bekannt und auf dem Hofe ganz einheimisch geworden ist; dennoch werden sie oft siegen, wenn man ihnen nicht die Flügel bindet und auch um die Füße über den Sporen ein loses Band zieht, welches ihnen beim Springen hinderlich ist.

Wie die Menschen, so sind auch die Hähne an Muth sehr verschieden. Es gibt feige, aber auch welche, die nicht nachgeben, so lange sie sich noch regen können. Hier nur ein Beispiel statt vieler. Als Kind hatte ich drei, zwar häßliche, aber kampfbegierige junge Hähnchen aufgezogen, die ich übrigens nicht nach Belieben einsperren oder schlachten durfte. Nun kaufte ich mir ein größeres und schöneres Hähnchen, das ich zum Haushahn bestimmte, und das also, um seinen Muth zu erhöhen, sogleich auf dem Hofe herrschen sollte. Bei seiner überwiegenden Größe fürchtete ich nichts Böses, ließ es los; aber die drei kleinen Thierchen, welche ich einzeln nach und nach hervorließ, fielen es so wüthend an, daß trotz seiner Tapferkeit an keinen Sieg zu denken war. Ich fieng sie weg, nahm den schlimmsten vor, band ihm die Flügel fest zusammen, und ließ ihn wieder los. Half nichts, er focht nun desto wüthender und gefährlicher mit dem Schnabel. Ich band ihm auch die Beine zusammen, so daß er nicht stehen konnte: er focht liegend wieder mit großer Erbitterung, so daß ich ihn endlich nochmals vornahm, und ihm gar den Schnabel zuband. Jetzt wurde er von dem Gegner tüchtig

gerauft, ohne daß er sich wehren konnte; aber so oft ich einen Versuch machte, ihn von seinen Feßeln zu befreien, begann er doch jedesmal den Kampf wieder mit alter Hartnäckigkeit. Auch in der Art des Kampfes sind die Hähne verschieden; die meisten bedienen sich erst zuletzt des Schnabels, aber manche fangen gleich damit an, und ich habe einen gekannt, der gleich auf seinen Gegner losfuhr, ihn mit dem Schnabel fest packte und wo möglich nicht eher losließ, als bis jener die Segel strich. So lange die Hähne nur mit Flügeln und Füßen kämpfen, thun sie sich sehr selten Schaden, obgleich es ausnahmsweise auch vorkommt, daß einem mit dem Sporn das Auge ausgestochen wird; sobald sie aber sich mit dem Schnabel zu hacken beginnen, sollte man sie gleich auseinander treiben.

136.

Räthsel.

Es ist nicht Fabel und nicht Wahn,
wenn ich dir sag von einem Hahn,
Der einen Stein im Munde trägt,
womit er Blitz und Donner schlägt.

137.

Der Vogel am Nest.

(Fabel, von W. Hey.)

Knabe, ich bitt dich so sehr ich kann:
rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!
es liegen ja meine Kinder drin,
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
wenn du schaust mit den großen Augen hinein.

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
doch stund er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh,
flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!

138.

Die sieben Stäbe.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 68.)

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und

sagte: Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.

Einer nach dem andern strengte lange seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: Es ist gar nicht möglich!

Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter! Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. Ei! riefen die Söhne, so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!

Der Vater sprach: Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und Niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt,
nur Einigkeit erhält die Welt.

139.

Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Jude, Namens Isaak zu K., ernährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brot verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit zufrieden.

Aber nun starben ihm schnell hinter einander zwei Kinder, und er mußte, um sie begraben zu laßen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er seinen kleinen Handel nicht abwarten und Wenig oder gar Nichts verdienen. Mehr als einmal gieng er hungrig zu Bette, ohne zu wißen, wo am künftigen Tage einige Groschen zu Brot und Arznei herkommen sollten.

Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenoßen, und stellte ihnen seine Noth vor, aber er wurde hart abgewiesen. Nicht beßer gieng es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld, und vertraute auf den Gott, welcher die Unglücklichen hört.

Eines Tags, da es ihm auch an Brot fehlte, und er betrübten Herzens über die Straße gieng, rief ihn ein junger Herr zu sich, und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkaufe an. Sie waren bald des Handels eins. Da Isaak aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sachen aufzuheben, bis er wiederkomme, und gieng zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen. Aber es war vergeblich. Er mußte also zu dem

jungen Herrn zurückkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne.

Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann, und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen. Der arme Isaak dankte herzlich für dieses Zutrauen, und trug die Sachen nach Hause.

Hier untersuchte er nochmals, was daraus zu lösen sein möchte. Indem er ein Paar Beinkleider genau ansah, fühlte er zwischen dem Oberzeuge und dem Futter etwas Hartes. Er lösete das Futter ab, und siehe, es waren drei Friedrichsd'or, die durch ein Loch in der Tasche heruntergefallen waren.

Schnell gieng er mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser erstaunte über die Ehrlichkeit, welche bei so sichtbarer Armut doch kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaak, ich besinne mich, daß mir das Geld vor Jahr und Tag fortgekommen ist. Ich glaubte, es verloren zu haben, und dachte schon längst nicht mehr daran. Es soll dein sein, weil du so ehrlich bist, und die Kleider schenke ich dir auch."

Isaak war durch dieses gütige Anerbieten sehr gerührt, machte aber Schwierigkeiten, das Geld anzunehmen, weil es ihm dünkte, als solle damit seine Ehrlichkeit bezahlt werden. Der gutmüthige Herr redete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten müße, um sein krankes Weib dafür zu pflegen, und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So ließ es Isaak sich aufdringen, und gieng mit hundertfältigem Danke gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause.

Er hatte das Glück, seine Frau wieder hergestellt zu sehen; auch sein kleiner Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren lebte er in einer Art Wohlstand. Da gedachte er an seinen Wohlthäter. Er ließ ihm eine silberne Rauchtabaksdose machen, worauf die Worte stunden:

Aus Dankbarkeit vom armen Isaak.

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk sehr hoch auf, und erzählte bei gegebenem Anlaße gern das schöne Beispiel von hoher Ehrlichkeit.

140.

Der Kranz der Frommen.

(Von Simon Dach.)

DEr Liljen farbenreiche Pracht,
die Zier der Tulipan und Nelken
Muß oft vor Abends noch verwelken,
wie schön sie uns auch angelacht:
Der ewig grüne Kranz der Frommen
wird nie um seinen Zierath kommen.

141.

Des Rudi Mutter stirbt.

(Von Pestalozzi. Lienhard und Gertrud. Dritte Aufl. I. Seite 76 ff.)

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach, ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gott Lob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter, noch nie that mir meine Armut so weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewis nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich geh ins beßere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die

Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dirs sagen.

Rudi. Was ists denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi! Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Schwestern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie ers tausendmal that. Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte. O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut — Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Großmutter! Sie antwortete gebrochen: Ja Rudeli! ich werde gewis bald sterben. Jesus! ach mein Gott, stirb doch nicht, Großmutter, sagte der Kleine. Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. — Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder beßer, da ich jetzt liege. — Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter!

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern; und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli!

du willst ihm folgen und brav werden und recht thun. Versprich mirs, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewis recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli! du weißt das? und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegeßen?

Rudeli. Verzeih mirs doch, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mirs doch, ich wills gewis nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mäu=Mäu=Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gottes willen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewis nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott! auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! geh doch auch mit ihm — und sag des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne — sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne — Es thut mir so wehe — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten, und sagte: O Gott Rudi! es ist der Vogt! Gewis sind das Brot und der Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gottes Willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Erndte schneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, sagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt. Die Kranke aber seufzet bei sich selber, und sagt: Seit unserm Handel, Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah. — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm.

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater! Komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub ich, todt. Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube. Und der Vogt: Ja, es thut Noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird. Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewis nicht warten.

Rudi. Nein Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet?

Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten, und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! Er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau; und der Junker zahle einem des Tages fünfundzwanzig Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewis, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaubs doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müßen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie, vor

dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Faße Muth, Rudi! zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt, und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Wills Gott, komm ich dir auch bald nach ins ewige Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armut nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister aneinander bleiben in Freude und Leid; so wirds ihnen auch in ihrer Armut wohlgehen.

Verzeih auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntnis seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwo Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Und Rudi stand von seinen Knieen auf, und brachte alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Kniee vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuren! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlaßen muß. Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhilfe und

Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlaße euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Laßet Gottes Wort euch euren Trost sein, Kinder! und eure Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wirds euch wohl gehen im Leben.

Und du, Rudi! behalte dem Betheli die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel; und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergißest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mirs doch auch: ich werde gewis Niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will dirs glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denk an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugnis von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katharine zehn Jahre bei ihm gedient, und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine alles anvertraut gewesen sei, und daß sie alles wohl so sorgfältig, als seine Frau sel., regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergeßen werde, was sie in seinem Wittwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozessirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen ins Grab; das, so ich trage, ist recht.

Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zum Betheli, Rudi! es ist wieder so flüßig.* Halt die Kinder doch immer rein mit

---

* Zu Kopfeiterungen geneigt.

Waschen und Strehlen,* und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbeßern; sie sind so verderbt. Wenn dus immer kannst, so thue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten — Du dauerst mich, daß du so alleine bist; aber faße Muth, und thue was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann stunden sie auf von ihren Knieen, und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi! Es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube, und sagt: Gib auf die Großmutter Acht; wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach: ich werde bei des Mäurers sein. —

Und nahm dann den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm. Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach Gertrud! Ich bin im Unglück, antwortete Rudi — ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hats gestern gemerkt; und er hats ihr bekennt. — Verzeih es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbette. Ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeihs uns! Der Knabe hats aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn, und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir; wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

---

* Kämmen.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr so bald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freuet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, früh und spät sein! und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen laßen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewis nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: Du Lieber! nimm doch Niemand nichts mehr; und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Betts beßer zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte. Du weinest, Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verziehen. Kathrine! Eure Noth geht mir zu Herzen, und mehr noch deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewis noch an den Deinen segnen, du Gute!

Kathrine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon, Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Kathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dirs verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürr Obst.)

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter. Es war mir gewis Ernst!

Kathrine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud! sagte sie leise und gebrochen — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt sein — — — diesen armen verlaße==nen Kindern — — sie sind so verlaßen — — Sie streckt die Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg ihr — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede keins ein Wort, sie schläft. Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi. Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser — laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen — — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest, und nicht kennest — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dieß gern, daß ihr selber die Augen aufthätet, und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mich die liebe Mutter reuet! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ichs vergeßen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dirs vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrte sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

142.

An das gestorbene Schwesterlein.

(Von Friedrich Rückert.)

Du bist vergangen, eh ichs gedacht,
wie eine Blume verblüht über Nacht.

Wie eine Blum über Nacht verblüht,
auf die umsonst der Frühthau sprüht.

Es sprüht umsonst der frühe Thau,
wie auf dich meine Thränen lau.

Es sprühen meine Thränen lau auf dich,
und du bist nicht erwacht für mich!

Und du bist nicht für mich erwacht,
meine Blume, verblüht über Nacht!

143.

Abendgebet.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Der muntre Tag ist wieder still,
und Alles schlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooses Flaum,
der Vogel auf den grünen Baum,
Der Mensch in seine stille Kammer,
zu ruhen aus von Müh und Jammer.

Doch tritt er aus der Hütten Thür
zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich christlich erst bereiten muß
mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß sehen, wie die Sterne blinken,
und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von Oben Wache hält,
du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein stammelndes Gebet,
das zu den hellen Sternen geht,
Wollst mich von deinen Sonnenkreißen
im rechten Beten unterweisen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
behüt auch heint* mich, Vater gut,
Durch deine milde Gütigkeit
vorm bösen Feind und seinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
das ist das kleinste Leid von allen.

O sende von dem Strahlenschein
den liebsten Engel zu mir ein,
Als Friedensboten unters Dach,
als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
sich fest um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag so lustig fort,
dann ist die Nacht ein Liebeswort,
Dann ist der Morgen Engelgruß,
daß alles Böse weichen muß,
Und wir hienieden schon auf Erden
wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendschein
einst in das müde Aug hinein,
Sehnt meine Seele sich hinauf
zum ewig selgen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen
mich heimzuholen zu den Frommen.

144.

Ein gutes Rezept.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein. 1827. Seite 244 ff.)

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wißen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen,

* Heint bedeutet: diese Nacht.

die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich wills versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßts kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thuts ein Cäsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlaßen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müße, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor nach. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen, und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihre eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stund sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

145.

Einkehr.

(Von Ludwig Uhland.)

Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohlgenähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel.

146.

Knabe und Schmetterling.

(Fabel, von W. Hey.)

Schmetterling,
kleines Ding,
sage, wovon du lebst,
daß du nur stets in Lüften schwebst?
„Blumenduft, Sonnenschein,
das ist die Nahrung mein.“

Der Knabe der wollte ihn fangen,
da bat er mit Zittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu es nicht!
laß mich spielen im Sonnenlicht!
eh vergeht das Abendroth,
lieg ich doch schon kalt und todt.

147.

Die Spinnen.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein, 1827. Seite 89 ff.)

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hangen bleiben, so geschwind erblicke und zu erhaschen wiße. Allein das machts nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine ver=

borgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf und absteigen, und sich im Sturm und Wetter darauf verlaßen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdroßenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre, und noch viel mehr im trocknen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo die Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewis, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen, und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewis weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika, und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift

sie an und zwingt sie, tödtet sie, und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

148.

Der grüne Esel.

(Von C. F. Gellert.)

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
am Leibe grün, roth an den Beinen,
fängt an, mit ihm die Gaßen zu durchziehn;
er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaßen wimmelten von Millionen Seelen;
man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
denn alles will den grünen Esel sehn,
und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage
dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf:
vom grünen Esel hört man singen
und so geräth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
so war es um den Werth des armen Thiers geschehn:
das Volk bezeigte kein Verlangen,
den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien,
so dacht jetzt doch kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

149.

Rothkäppchen.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines liebes Mädchen, die hatte jedermann gern, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein

Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stund, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus: weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig, und grüß sie von mir, geh auch ordentlich, und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen sagte: „Ja, ich will alles recht gut ausrichten," und versprachs der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf; Rothkäppchen aber wußte nicht, was es für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er. — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen?" — „Zur Großmutter." — „Was trägst du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein, für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken." — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wißen," sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bißen für dich; wie fängst dus an, daß du den kriegst? Da gieng er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehest ja für dich hin, als wie zur Schule, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stund, dachte es: Ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, — und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint' es, dort stünde noch eine schönere, und lief darnach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. — „Wer ist draußen?" — „Das Rothkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mache mir auf." — „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen!" Der Wolf drückte an die Klinke und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es so

viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stund die Thüre auf, darüber verwunderte es sich, und als es in die Stube kam, sahs so seltsam darin aus, daß es dachte: Ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heut zu Muth, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Drauf gieng es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt, und sah so wunderlich aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich beßer hören kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich beßer sehen kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Hände!“ — „Daß ich dich beßer packen kann.“ — „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „Daß ich dich beßer freßen kann.“ Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bette und auf das arme Rothkäppchen, und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bißen im Leibe hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein, und fieng an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei, und dachte bei sich: Wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: vielleicht hat er die Großmutter gefreßen, und ich kann sie noch erretten, und schoß nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken! was wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen hatte aber große schwere Steine, damit füllte sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat.

150.

Das Blümlein.

(Von Göthe.)

Ich gieng im Walde
so für mich hin,
Und nichts zu suchen
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend,
wie Aeuglein schön.

Ich wollt es brechen,
da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
und blüht so fort.

151.

Der Wolf und der Mensch.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs gieng mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf gieng nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an, und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und gieng vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe, da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ — „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt, darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben.“ „Siehst

du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist, du wirfst das Beil so weit, daß dus nicht wieder holen kannst."

152.

Der Hengst und die Wespe.

(Von J. M. L. Gleim.)

Eine kleine Wespe stach
einen Hengst. Er schlug darnach;
doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!
denn ich sitz am sichern Orte;
glaube mir, du triffst mich nicht!
Endlich gibt er gute Worte,
und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet doch Gehör:
sieh, nun stech ich dich nicht mehr!

153.

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

(Von Friedrich Rückert.)

Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
in fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
und saßen da so feste
als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
auf ihren schwanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau,
und wollten auch nicht schweigen,
Sie sangen leise leise
auf ihre stille Weise
von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
so schwirrten sie erschrocken,
Sie wurden von dem Regen naß,
und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Stral,
ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
mit Reif es zu besprengen;
Die armen Vöglein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
und auseinander schwirrten;
wohin sie flogen, weiß man kaum.

154.

Der Bussard.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 42 ff.)

Der Bussard oder Mäusefalk ist über die ganze nördliche Erde verbreitet, auch in Deutschland gemein; theils zieht er im Herbste, oft schaaren=

weis, hochfliegend und schön schwebend hinweg, theils bleibt er und überwintert bei uns. Er schreit laut, hoch und gedehnt: Hiäh! oder abgebrochen gä, gä, gä, gä! nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, jungen Hasen, jungen Vögeln, Fröschen, Regenwürmern, fängt häufig Schlangen und trägt solche auch seinen Jungen zu. In der Noth frißt er Aas, oder nimmt dem Wanderfalken seine gute Beute ab, die jener auch feiger Weise hergibt.

Der Bussard ist ein sehr nützlicher Vogel, der allgemeine Schonung verdient. Im Herbste frißt er so viel Mäuse, Maulwürfe und Hamster, daß er davon schneckenfett wird; die Maulwürfe zieht er aus der Erde hervor, indem er, während sie wühlen, plötzlich zupackt. Oefters lauert er ihnen stundenlang auf. Die Haut seiner Zehen ist so derb, daß selbst große Ratten und Hamster, die er gepackt hat, nicht durchzubeißen vermögen. Er frißt im Hunger einen ganzen Hamster stückweis, ohne etwas von Haut und Knochen übrig zu laßen. Aus Knochen und Haar bildet er das Gewölle. Kann er eine Zeit lang nur Frösche haben, die kein Gewölle geben, so wird ihm unwohl. Aus den stärksten Schuppen der Schlangen bildet er dagegen Ballen. Er horstet auf hohen Bäumen, und legt zwei bis vier grünlichweiße, hellbraun gefleckte Eier.

Merkwürdig sind die Schlangenkämpfe der Bussarde. Es gewährt ein herrliches Schauspiel, wenn ein Bussard eine recht große Ringelnatter mit den Krallen gepackt hat, und diese sich so um ihn herumwindet, daß er kaum mehr stehen kann, schwankt, und sich mit den Flügeln stützen muß. Frißt er viele Blindschleichen hinter einander, so kriecht ihm manches dieser glatten Thierchen, ehe er sichs versieht, wieder zum Schnabel heraus, zuweilen zerbricht es, und der Leib eilt weg, während er den sich krümmenden Schwanz zu verschlucken bemüht ist. Kommt er an eine Kreuzotter, so sagt ihm gleich der erste Blick, daß sie giftig ist, er sucht sich beim Kampfe vor ihren Bißen zu sichern, und zerreißt und frißt jedesmal zuerst den Kopf, in welchem bekanntlich das Gift steckt, während er bei giftlosen Schlangen bald beim Schwanze, bald beim Leibe, bald beim Kopfe zu freßen anfängt.

Als die beiden Bussarde, die ich besaß, ziemlich erwachsen waren, und der größte einmal auf dem Boden, der kleinste auf der Bank saß, legte ich vor jenem eine große Kreuzotter nieder. Ruhig, mit gesträubtem Gefieder, stund er da, blickte sie unverwandt an, und schien den Augenblick zu erwarten, wo er sie mit Vortheil angreifen könnte. Jetzt warf ich einen halben Frosch hinter die Otter; er stürzte los, packte, ohne den Frosch zu berühren, die Otter mit den Krallen mitten am Leibe, und wollte eben mit der sich verzweiflungsvoll krümmenden und um sich beißenden in eine Ecke hüpfen, als plötzlich der andere Bussard von der Hobelbank herabstieß, und das Schwanzende der Schlange ergriff. Sie rißen sich um den Raub, indem jeder mit der einen Kralle ihn hielt, mit der andern Kralle gegen seinen Kameraden

heftig kämpfte. Eiligst trennte ich die Hitzköpfe, und ließ dem die Beute, der sie zuerst gepackt hatte. Er hielt sie schreiend und heftig mit den Flügeln schlagend zwischen beiden Krallen; sie biß unaufhörlich zischend um sich, und die Biße trafen theils seine Federn oder die Luft, theils glitten sie an dem Hornpanzer seiner Füße ab. Den Kopf, welchen er hoch hielt, konnte sie nicht treffen. Jetzt zielte er mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe, traf und zermalmte ihn. Dann wartete er in gespannter Aufmerksamkeit ab, bis das Unthier ganz kraftlos zu sein schien, riß zuerst den Kopf in Stücken, die er verschlang, fraß darauf den Hals und das Uebrige. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwoll er da, wo die Zehen vom Fuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur die zähe Hautbedeckung gestatten konnte; an dieser Stelle ist der Fuß nur mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne der Otter hier durchdringen können. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwellenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich gelaßen nieder. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon; am folgenden Tage war sie kaum noch bemerkbar, auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf, und am dritten Tage war er wieder ganz gesund.

155.

Schützenlied.

(Von Schiller. Wilhelm Tell, 3. Aufzug.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
durch Gebirg und Thal,
Kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite
was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
was da kreucht und fleugt.

156.

Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.

(Aus dem „Lebensfrühling" von H. Dittmar. Berlin 1824.)

Zwischen den Jahren 1246 und 1264 lebte auf der Veste zu Nürnberg der Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern und seine Gemahlin Elisabeth. Sie hatten sich außerordentlich lieb; ihr häuslicher Wohlstand war blühend, ihre Unterthanen waren ihnen treu und anhänglich, die freien Bewohner der erfindungsreichen und gewerbsthätigen Stadt, die eben damals anfieng,

recht aufzublühen, liebten und achteten sie, und so kam es, daß das Leben dieses fürstlichen Paars recht heiter und froh war. Sie bekamen innerhalb zwölf Jahren zwei Söhne und vier Töchter, die alle recht gute Kinder waren. Johann, der ältere Sohn war nun achtzehn, und sein Bruder Sigmund sechzehn Jahr alt. Beide waren Meister in allen Ritterkünsten, zogen mit gegen die Raubritter aus, und halfen der bewaffneten Mannschaft Nürnbergs die Landstraßen vom Raubgesindel reinigen, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Frankens auch die sicherste wurde. Ruhte der Kampf mit den Räubern, so zog man gegen wilde Thiere aus. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern oder Honigbauern waren Johann und Sigmund als gewaltige Jäger bekannt.

Im Anfang des Herbstes 1264 richteten eine große Menge Wölfe in den Dörfern des Fichtelgebirgs schreckliche Verheerungen an, so daß die Bewohner sich zusammenthaten und sie vertrieben. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Spießen und Pfeilen der Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggrafthums Nürnberg unterhalb Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald sehr unsicher. Kein Tag vergieng, an dem man nicht hörte, daß die Wölfe wieder einen Menschen zerrißen hätten.

Der gräßlichste Vorfall dieser Art begab sich am dritten Tage vor Michaelis. In dem Sebalder, so wie im Lorenzer Wald bei Nürnberg wurden von einigen Bauern, die man Zeidler nannte, so viele Bienen gehegt, daß die beiden Wälder in den Reichsschriften der damaligen Zeit „des Reiches Bienengarten“ genannt wurden. Die Bienenzucht wurde aber darum in so großem Umfange getrieben, weil der fremde Rohrzucker noch nicht bekannt war. Da versorgten denn die Zeidler die ganze Gegend mit Honig, und mußten auch ihre Steuer an die Obrigkeit in Honig abgeben. An dem genannten Tage nun hatte ein solcher Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zufolge, seine dießjährige erst am Michaelstage fällige Honigsteuer in zwei großen Kübeln, mit Hülfe seiner Frau, von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes in das drittehalb Stunden entfernte Nürnberg getragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stund, so konnten sie keinem Nachbar die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil übrigens die längste Zeit ihrer Entfernung nur sechs Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kind Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen vierjährigen Bruder und sein zweijähriges Schwesterlein übergeben, und ihm sorgfältig eingeschärft, ja stets mit den beiden Kleinen zu spielen, und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drei Kinder blieben glücklich beisammen im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines andern Zeidlers vor der Hausthüre seine Gespielen

aus der Stube lockte. Neugierig folgte der vierjährige muntre Rudolf dem ältern Bruder nach, und das einsam zurückgelaßene Schwesterchen durch die offene Thier den im Freien spielenden Brüdern. Plötzlich erschienen zwei Wölfe. Der fremde Junge klettert behend auf die vor dem Hause stehende, hochstämmige Linde und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister, als um sich, nimmt schnell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Als er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bei der Schulter, und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglücklichen. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den vierjährigen Rudolf, der bis zu seinem letzten Athemzug unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!“ rief. Darnach ergriffen die beiden Würger auch noch das übrige Schwesterlein, das in ein ängstliches Weinen ausgebrochen war, welches ihr schneller Tod bald stillte. In diesem Augenblick erschienen die Eltern der getödteten Kleinen, die aus der letzten Stunde des Rückwegs, von einer traurigen Ahnung ergriffen, eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte, und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrei geschreckt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seien, tobten Vater und Mutter ins Haus, und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt, Kinder! da habt ihr Lebküchlein!“ Außer sich vor Freude stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl; aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den armen Eltern die gräßlichen Umstände des Todes ihrer Lieblinge berichtete. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinn zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen, und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen; und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder, und werfen sie den Wölfen vor.“ „Ach, warum mußte er auch dießmal die Honigsteuer vor dem Ziele einfordern laßen!“ seufzte der tiefgebeugte Vater, warf, ohne zu wißen, was er thue, den theuren Ueberrest in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel, und wankte damit unwillkürlich seiner hastig nach Nürnberg zurückeilenden Frau nach.

Kaum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den Lanzenträger, der an der Treppe Wache hielt, fragte sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?“ Trotzig versetzte dieser: „Auf der Burg bei dem Burggrafen. Was wollt ihr so spät von ihm?“ Blitzschnell eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleuchteten Treppen des burggräflichen Hauses in den Gastsaal des Burggrafen,

der eben mit seinen besten Freunden, worunter auch der Reichsvogt war, den achtzehnten Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feierte. Eine ernste Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblicke der Burgwächter vom Turm herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblick, wo die edle Burggräfin vor achtzehn Jahren, zwischen Tod und Leben wankend, ihr erstes Kind glücklich geboren hatte. Da stürzte die unglückliche Mutter unter die Knaben und Mädchen, die im Saale spielten, hob ein Kind um das andere hastig empor, und rief immer dabei: „Emma! Rudolf! Wolfgang! wo seid ihr denn?" Da fragte man sie, wer sie sei? wen sie suche? Aber sie hörte nicht, und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus den Worten des Zeidlers, der nun auch in den Saal trat, die blutigen Gebeine in das Zimmer warf, und sagte: „Da, ihr mächtigen Herren, nehmt die letzte Steuer von mir armen, unglücklichen Vater!" —

Diese Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Die beiden jungen Burggrafen, vom tiefsten Mitleid erschüttert, faßten den Entschluß, alles aufzubieten, um das arme Landvolk von dieser furchtbaren Plage der Wölfe zu befreien. Es wurde eine große Wolfsjagd für den folgenden Tag verabredet. Am frühesten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von dreißig geübten Jägern und mehr als hundert rüstigen Knechten, die etliche und dreißig tüchtige Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Durch zweckmäßige Anstalten versperrten sie dem Wild jeden Ausgang, und so waren nach Sonnenuntergang achtzehn Wölfe und überdieß sechs Eber, fünf Hirsche und zehn Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglücklichen Zeidlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und bei dem Anblick des Spielzeugs seiner lieben Kinder fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegoßen. Auch die Wangen der Burggrafen netzten menschliche Zähren, und Johann wiederholte sich hier, das Auge durch das Fenster zum Himmel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblick sieht er zwei Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergoßenen Blut bezeichnete Stelle belecken. Ohne Roſs und Spieß — denn diese stunden jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezückten Schwert pfeilschnell auf die Wüthriche, und haut mit einem furchtbaren Streich dem einen den Kopf ab. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johannes rechte Seite eingehauen, als ein langsam nachgefolgter Hund Johanns dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, daß derselbe, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier den treuen Hund von sich und warf sich wüthend auf ihn, aber eben so schnell wühlte Johanns Schwert

in des Wolfes Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Sigmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geräusch aus dem Hause rief! Aengstlich untersuchte er mit einem Köhler Johanns Seite, welche jedoch nur scharf geritzt und kaum blutrünstig war.

Schnell war das Gerücht dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen, und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen acht Uhr des Nachts zogen die Jäger durch das Thiergärtner-Thor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse aus dem Stall der Burggrafen. Hinter ihm trugen funfzig Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Funfzig andere giengen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Sigmund auf zwei Rappen, und hinter diesen, je drei und drei, die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen giengen nach der Verordnung des Rathes fünfundzwanzig Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren den braven Jünglingen im Namen der Stadt, für die zum Besten derselben bestandene Gefahr und Mühe, und luden sie zum Abendbrot in den festlich geschmückten Hauptsaal des damaligen Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, kamen die Töchter der edelsten nürnbergischen Geschlechter herbei, und setzten jedem der Jäger, unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, einen Blumenkranz auf. An den Tafeln saßen die Eltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfin. Man denke sich das freudige Staunen der Jünglinge! Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht, und ehe sie nach Hause giengen, wurde eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelistag verabredet.

Um fünf Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe, sich an die mit ihren Jagdfreunden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth mit rothgeweinten Augen und verstörten Blicken in das Zimmer der Söhne, und beschwur sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben, und die Burg nicht zu verlaßen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Burggrafen. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr gegebenes Wort, die heutige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solche Ursachen,“ versetzte die Burggräfin, „umschließt ein einziger Traum.“ „Dacht ichs doch, liebe Mutter!“ fiel Johann ein, „daß dir die Kunde von der Verwundung meiner Seite böse Träume bringen würde; darum wollt ich sie dir geheim halten.“ Die Burggräfin entgegnete: „Nein, mein Sohn, so hell und umständlich träumt keine Seele durch menschliche Veranlaßung. Ich sah

eure Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrißen, den Burgberg herauftragen. Ich zittere, wenn ich daran denke." Herzlich ergriffen hier die Söhne zugleich der Mutter Hand, und betheuerten ihr, daß sie, aus gehorsamer Rücksicht auf den Traum der guten Mutter, jeder Lebensgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!" fügte freudig Sigmund hinzu, „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht, und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne aus übergroßer Aengstlichkeit vor Traumgebilden wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden." Nach einem Augenblick sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, deckte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen, rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleite euch! ich kann nichts weiter!" und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurück: „Haltet Wort! seid vorsichtig, und vergeßt vor allem die treuen Hunde nicht." Mit flehender Stimme erwiderte Johann: „Erlaß uns die Hunde; sie sollen verabredeter Maßen zu Hause bleiben. Sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört und uns außer dem Dienst, den sie mir erwiesen und den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vortheil gebracht. Darum hab ich sie schon gestern in unser Schlößchen der Vorstadt * bringen laßen." Da sprach die Burggräfin: „So befehle ich euch denn als Mutter, daß ihr die beiden treuen Hunde, die euch schon zweimal das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt." Betroffen antworten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir."

Ernst giengen nun Johann und Sigmund die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwei Knechten, voranzugehen und im Schlößchen den Drusus und Nero, der jungen Burggrafen Leibhunde, am Strick zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Pegnitz dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knechten, den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Aengstlichkeit zur Vorsicht. Indes der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Sigmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißblei und schrieb über die Hausthüre: „Der guten Mutter gehorsam, waren wir heut am Michaelstage 1264 wider unsern Willen hier. Sigmund." Darunter schrieb Johann auf Sigmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann." Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammengedrängt. In schnellem Trab eilten

---

* Die Gegend um die Jakobskirche und das deutsche Haus war damals noch Vorstadt.

die Burggrafen mit den Laufenden, und vernahmen am deutschen Haus, wie vom Blitz gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmieds Kind zerrißen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, gieng das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmieds, von der allzusorgsamen Mutter zum Schutze vor der frischen Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte sich eben Naschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trotz, oft mit Leckereien gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagdlustigen Hunden am deutschen Hause vorbei giengen. Kaum hatten die Hunde die Wolfshaut am Knaben bemerkt, als sie mit einem starken Riß sich aus den Händen der Knechte befreiten und den Jungen, den sie für einen Wolf gehalten, mit grimmigen Bißen erwürgten. Als Johann und Sigmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straffgehaltenen Hunden standen, so sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter und tödteten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben geglaubt und daher ihren heranstürmenden Herren freudig entgegengewinselt hatten. Dann rißen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken, und baten dringend die mit Hämmern, Sensen und Aexten immer zahlreicher herbeiströmenden Sensenschmiede, die Strafbaren in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor die auf ihrem todten Kinde laut klagende Mutter nieder, faßte ihre Hand, und suchte sie weinend zu trösten.

Indes die Augen fast aller Umstehenden sichtlich von innerer Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzudrängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Heer der Hunde zerwühlt hatte: „Sagte ichs nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen.“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther: das schon früher entstandene Gemurr nahm zu, Verwünschungen erfüllten die Luft — und ehe dem verruchten Beginnen gewehrt werden konnte, lag Johann von mörderischen Händen erschlagen zu den Füßen der verzweifelnden Mutter. Sigmund, der sich schützend auf seinen Bruder geworfen hatte und, als dessen Looß auch ihm drohte, von mitleidigen Händen auf sein Pferd gesetzt, bewußtlos entflohen war, ward eingeholt und nach kurzer Frist von seinen blutdürstigen Verfolgern ebenfalls ermordet. Da aber fielen den wüthenden Sensenschmieden die blutigen Mordwerkzeuge aus den Händen. Auf einmal erschollen Worte der Reue und gegenseitiger Vorwürfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre höllischen Reden den Brand des Aufruhrs entzündet. Sie hoben die

beiden Leichen auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heuchlerischen Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gräßlichen Vorfall gedrungen war, da alle Bewohner der inneren Stadt, entweder aus Neugier oder redlichem Eifer der Hilfleistung, dem Schauplatz des Greuels zugeeilt waren. Eben lächelte der Burggraf Friedrich während des Frühstücks über den Traum, den seine Gemahlin ihm erzählt hatte, und diese trat mit der jungen Gräfin von Naßau *, Hedwig, an eines der gegen den Markt gekehrten Bogenfenster, um dem ungläubigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel, was sehe ich! Ein ungeheurer Menschenhaufe drängt sich über den Markt heran! Dieser Gang, diese Bewegung zeigen keine Freude an! Sie kommen näher! Sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, die vielen Tücher! Sie weinen laut den Burgberg herauf! Friedrich! Hedwig! O mein Traum!“ Der Burggraf, von dem Geschrei seiner Gemahlin erschüttert, sprang ihr zu Hilfe. Aber auch er stund wie versteinert, als er vom Fenster aus die Menschenmenge mit zwei Todtenbahren und Sigmunds Roß sah. Hedwig schauerte bleich zusammen. Endlich brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm Elisabeth! komm Hedwig!“ sprach er mit dem Ton der tiefsten Erschütterung. „Laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch theuer sein.“ Unwillkürlich hiengen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurück. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!“ in Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!“ Wer ein fühlendes Herz hatte, wer die jungen burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzählige Zuschauer theilten schluchzend den Schmerz der unglücklichen Eltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn, in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feurig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren her zu: „Das Blut dieser Guten komme siebenfach über die Mörder!“ Und plötzlich entstund eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burggraf nach einigen Augenblicken die grausame Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergeßend, spornstreichs nach, stellte sich ihrem Zug auf der Pegnitzbrücke entgegen, und obgleich er sie flehentlich bat, ihm des Jammers nicht noch mehr zuzuziehen,

* Bekanntlich waren in jenen Zeiten die Grafen von Naßau viele Jahre hindurch Bürger und Einwohner der Stadt Nürnberg, und einer von ihnen, derselbe, welcher der Stadt Nürnberg im Jahr 1273 den rechts gegen die Pegnitz stehenden Turm der Lorenzer Kirche, dieses herrliche Denkmal des Gemeinsinnes jener Zeiten, auf seine Kosten erbauen ließ, wurde als Nürnberger Bürger im Jahr 1292 Kaiser der Deutschen.

so konnte er sie doch von der blutigen Ausführung ihres Entschlußes nur durch das feierliche Versprechen abhalten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf, noch heute?“ sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht.“ Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Befehl, daß aus den benachbarten Orten des Burggrafthums fünfhundert Reisige in Eilmärschen zu ihm kommen sollten. Absichtlich sprach der menschenfreundliche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämmtlich aus Sensenschmieden bestunden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewißen gejagt, schleunig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als hundert Hausvätern zu versöhnen. Er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Straffsteuer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahr 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab.

Johanns und Sigmunds Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Wirtshauses zum Mondschein befindliches uraltes dreifaches Gemälde auf naßem Kalk, welches etwa vor fünf und achtzig Jahren erneuert ward, versinnlicht die erzählte Begebenheit. Das Gemälde der mittlern Nische zeigt die beiden burggräflichen Jünglinge, wie sie mit Gefolge auf die Jagd reiten, das zur rechten Hand einen Hund, welcher des Sensenschmieds Kind zerreißt, und das zur linken die Ermordung des einen Prinzen. Schwer lag das Gedächtnis des unglücklichen Todes auf dem Herzen des burggräflichen Paares. Elisabeth starb im Jahre 1272, und Friedrich trauerte in düsterem Unmuth, bis im Jahre 1273 ihn die Wahl seines Oheims Rudolf von Habsburg zum deutschen Kaiser in den Strudel der großen Weltbegebenheiten riß, und die heiligen Angelegenheiten seines Vaterlandes die Oede seines Herzens füllten.

157.

Abendlied.

Muede bin ich, geh zur Ruh,
schließe beide Aeuglein zu;
Vater, laß die Augen dein
über meinem Bette sein.

Hab ich Unrecht heut gethan,
sieh es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad und Jesu Blut
macht ja allen Schaden gut.

Vater, hab mit mir Geduld
und vergib mir meine Schuld,
Wie ich allen auch verzeih,
daß ich ganz in Liebe sei.

Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in deiner Hand,
Alle Menschen, groß und klein,
sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
naße Augen schließe zu,
Laß den Mond am Himmel stehn
und die stille Welt besehn.

158.

Weltkrieg.

(Von Friedrich Rückert.)

Vier Elemente liegen
wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen
sich wechselnd immerdar.

Es blitzt das rothe Feuer
aus Wolkenwall mit Macht,
Und donnert ungeheuer
als wie zu rechter Schlacht.

Es schüttelt sich die Erde,
die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgebärde
Gestein ans Firmament.

Das Meer daneben bäumet
als ein unbändig Roſs
Zum Kampfe sich, und schäumet
auf Erd und Himmel los.

Der Sturmwind schnaubt dazwischen
mit allgemeinem Braus,
Luft, Erd und Meer zu mischen
in eines Chaos Graus.

Der Mensch, das schwache Leben,
steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben
der rohen Kämpfer Hand.

Da wirds ihm wild zu Sinnen;
am großen Weltgefecht
Auch Antheil zu gewinnen,
erwürgt er sein Geschlecht.

Und bald so ungeheuer
beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd und Feuer
den Vorrang laßen muß.

159.

Heldenmuth.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

„Herr Kapitän,“ sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommts vor, als röch ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.“ Der Kapitän zieht den Athem an sich und riechts auch; aber bald ists ihm wieder, als wär es Nichts, bald riecht ers wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich habs gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!“ „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu,“ rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleih mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen,

und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein." Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin, wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stund aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil mit Waßer zu begießen, aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlaßen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

160.

Wanderer.

(Von W. Müller.)

Der Mai ist auf dem Wege,
der Mai ist vor der Thür:
Im Garten, auf den Wiesen,
ihr Blümlein, kommt herfür!

Da hab ich den Stab genommen,
da hab ich das Bündel geschnürt,
Zieh weiter und immer weiter,
wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
sie ziehen in lustigen Reihn,
Sie zwitschern und trillern und flöten
als giengs in den Himmel hinein.

161.

Boten göttlicher Vorsorge.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse treten mit anbrechendem Frühling gleichsam aus ihrer Schlafkammer, sie haben einen neuen Rock angelegt, und reden gleichsam durch ihren lieblichen Geruch, ihre unterschiedliche Gestalt und ihre bunte Farbe mit uns, sprechend auf ihre stumme Sprache: „O ihr ungläubigen Menschenkinder, sehet uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht glauben wollet! sehet uns, seine Werke, an! Wir waren todt, und sind nun lebendig worden; wir haben unsern alten Leib in der Erde verwesen laßen und sind neue Geschöpfe in unserem Ursprunge worden. So lernet nun von uns den alten Menschen aus- und den neuen anziehen; erneuert euch in euerem Schöpfer, welcher euer Ursprung ist und nach welchem ihr ursprünglich gebildet gewesen. Inzwischen aber ihr hier auf Erden wallet, sorget nicht für eueren Leib, sondern laßet eueren Gott, der uns so herrlich gezieret und alle Jahre mit neuem Schmucke ankleidet, heget, nähret und mehret, auch für euch sorgen. Sehet, wir geben euch alle unsere Kräfte, welche wir euch und nicht uns zu dienen empfangen haben; und alle Blättlein sind gleich den Zungen, welche Gottes Milde, Güte, unendliche Allmacht und gnädige Vorsorge verkündigen." Ich höre diesen Feldpredigern zu, ich glaube ihren stummen Worten, und trete alle meine Sorgen mit Füßen. So gehe ich nun fröhlicher meinen Weg, weil ich der väterlichen Vorsorge meines Gottes versichert bin, und verlange getrost zu sterben, weil ich nicht zweifle, mein Leib werde verkläret auferstehen, und das Verwesliche werde auch in mir anziehen das Unverwesliche.

162.

Sommerlied.

(Von Paulus Gerhardt.)

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fleugt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
und mahlen sich an ihrem Rand
mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei,
und klingen ganz von Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
fleugt hin und her, sucht hier und dar
ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
bringt täglich neue Stärk und Kraft
in seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
Des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
und laße, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
und läßt dus uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnem Schloße werden?

O, wär ich da! o, stünd ich schon,
ach, süßer Gott, vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

163.

Der Zaunkönig und der Bär.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Zur Sommerzeit gieng einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müßen wir uns neigen;“ es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist,“ sagte der Bär, „möcht ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst,“ sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin, und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Aermel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stund, und giengen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den

königlichen Palast sehen, und gieng nach einer kurzen Weile wieder fort. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein, und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?" rief der Bär, „das ist ein elender Palast, ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder." Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös, und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bären und dem Wolf ward angst, sie kehrten um, und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir eßen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen, und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle, und rief hinein: „Alter Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornißen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stund der Bär, rief den Fuchs vor sich, und sprach: „Fuchs, du bist der schlauste unter allem Gethier, du sollst General sein, und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?" Da sprach der Fuchs: „Ich hab einen schönen langen bauschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschiren: laß ich ihn aber herunter hängen, so fangt an und lauft." Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim, und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier daher gerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und giengen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisße hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug ers, und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten

mußte er ihn einen Augenblick herunter laßen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fiengen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch eßen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen, und Abbitte thun, und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen, und Abbitte thun, und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin, und that Abbitte, und darauf setzten sich die Zaunkönige zusammen, aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

164.

Der Maulwurf.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
ein kleines Auge, wie ers brauchet, die Natur,

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
wenn wühlend er empor wirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und, ohne daß ers weiß, nimmt er mit sich hernieder
auch einen Strahl, und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

165.

Der Weinberg.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 31.)

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklaßen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg

mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint hatte, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
für den, der ihn zu üben weiß.

166.

Der kleine Hydriot.

(Von Wilhelm Müller.)

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt ichs holen, eh ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
er selber blieb zur Seite mir unverdroßen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

Und von dem kleinen Kahne giengs flugs ins große Schiff;
es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut über Meer und Land,
es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück auf zu deinem Maste, du kleiner Hydriot! —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
mir wars, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut ihn sicher an,
und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

167.

Lebensbeschreibung des Thierbändigers Van Amburgh.

(Das Ausland, 1839. Nr. 256 ff.)

Isaac van Amburgh wurde im Monat Julius im Jahr 1811 in einer kleinen Stadt des Staates Kentucky in Nordamerika geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken einen Theil dieses Landes, welches der Ohio, der Missisippi und andere große Flüße durchziehen. Der Großvater Isaac van Amburgh war ein Indianer, sein eigentlicher Name war Tangborgon d'Oom, was großer König der Wälder heißt. Er nahm den Namen Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als derselbe in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frischgemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn der Schrecken tödtete.

Isaac aber zeigte schon in seiner frühesten Jugend ungewöhnliche Eigenschaften. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters, und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer und so weiter vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu feßeln. Als er größer ward, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrot mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunter zu werfen. Er ward in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen des Landes die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies selbständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen, sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Gallopp in eine Heerde wilder Pferde hinein, wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals und eine Schnur, die mit

Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburghs fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaac gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Buch Mosis, und stieß im ersten Kapitel auf den Vers, in welchem Gott zu den Menschen spricht: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriechet.“ Van Amburgh dachte über diese Worte nach und fragte sich: Wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kommt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? Wie kommt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und Grausamkeit sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blickten, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren und um sie ihrem natürlichen Herrn gehorsam zu machen! — Von dieser Ansicht gieng Van Amburgh bald zur That über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltise, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wandten die Landleute sich an Van Amburgh und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugnis aller dortigen Bewohner setzt die Angabe außer Zweifel. Sie betheuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigenthümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einer ungefähr zwanzig Meilen von Van Amburghs Wohnung entfernten Waldung, und brachte den dortigen Landleuten großen Schaden — denn bald brach es in ihre Gärten und

wühlte sie um, bald zerfraß es die Rinden ihrer Castanienbäume, oder brach in ihre Schweinställe, — kurz, die verzweifelnden Landleute fiengen bereits an, sich dem Glauben hinzugeben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sei irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wandte sich an Van Amburgh, und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört und es herrschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

Van Amburgh beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müße, aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlaßen. Bienenkörbe waren geplündert worden, und mehrere Anzeigen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach vierundzwanzig Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr, als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden klebrigen Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt sein, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und gieng auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff fuhr nach Bombay, und legte während der Fahrt am Cap an. Van Amburgh stieg ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm gab, sich ins Waßer stürzte,

beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die, wie Hunde, ihm Fische fiengen und apportirten. Ob er der Erste gewesen, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht; er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitän ließ das Schiff beilegen, * und alle Mannschaft versammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Waßers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Waßer zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Hiob, sich ins Waßer zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endigten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landsmann, und erfuhr von diesem, daß der Pächter und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seien. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika gieng, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen,

* Aufhalten.

und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts, bei dem Scheine der Pechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt sechzig Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Conzert, das die Heerden und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben; zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark von ihr verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später zeigte er dem Publikum zum erstenmal das bis hernach von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut rieche, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschloßen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hatte dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahrs 1838 ward Van Amburgh mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft in London zeigte er sich im Circus, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften des englischen Adels eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn besucht, und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterstand zu erheben, eine Ehre, die er, als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen, ablehnte. Den Eigenthümern von Vauxhall * machte er den Vorschlag, mit seinem Lieblingstiger in einem großen Luftballon aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu laßen; der Magistrat aber verbot dieses Schauspiel wegen des

* Großer Belustigungsort der Einwohner Londons.

ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte Van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Lustfahrt geschwebt hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maß 5 Fuß 10½ Zoll, sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegten, wie wenn sie Alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein unwiderstehlicher Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geiste wie seinem Herzen gleich viel Ehre.

Man wird dieß beurtheilen können, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im Jahr 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er zu New-York zu Mittag aß.

Er fieng an — erzählt Ephraim Watts — mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel gelesen, und mir die Folgerungen auseinander zu setzen, die er daraus gezogen. Er versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sei, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seien. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — „Wenn ich an diese denke,“ erwiderte er, „so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Thiere, die es gibt, wenn man sie zu behandeln weiß; und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde, und ich sah einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vor Kummer sterben.“ — Also, sagte ich, würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten? — „Das wäre eine gefährliche Gesellschaft!“ erwiderte er, „ein ausgehungerter Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustande und in dem Besitz seiner Geisteskräfte, er ist närrisch.“ — Danach kamen wir auf die Hyänen zu sprechen. — „Das,“ sagte er mit bedenklichem Gesichte, „sind häßliche, falsche Thiere, die ihre Beute immer nur von hinten anfallen;

wenn ich den Rücken gesichert hätte, würde ich funfzig auf einmal nicht fürchten." — Ich fragte, ob er auch schon mit den Schlangen Proben gemacht? — „Ich habe einen Abscheu vor allen Reptilien," erwiderte er erblaßend. „Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Dom, mit der Gewalt über die vierfüßigen Thiere auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tschirokesen, Namens A'Tharullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit den Boa's, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern, — so hat eben jeder seine Eigenthümlichkeit." — Man behauptet, sagte ich später zu ihm, daß Sie Ihre Thiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopfen, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimnis ihrer Sanftmuth sei. — „Das ist falsch. Sie bekommen nur einmal im Tag zu freßen, und dieß nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke, und sie sind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu freßen, sie müßen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich sie strafen muß." — Bestürmen Sie sie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewisse Mittel eingeben, die machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund, Namens Billy, gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tödtete — man sagt, daß er diesen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreichte, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gab. — „Verächtliches Mittel!" rief Van Amburgh, „höchstens gut, um die Gewalt der Arznei zu zeigen." — Ich fragte ihn, ob er seine Lieblingstiger und Löwen selbst aufgezogen habe? — „Nein," erwiderte er, „aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Thiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey, und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt."

Ich unterhielt mich lange in dieser Art mit ihm, und er stieß meine bisherigen Ansichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubte nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinozeros, das er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen laße. Als ich von Van Amburgh schied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn. —

Diese Unterredung kann uns einen Begriff von den Ansichten und der Geistesrichtung Van Amburghs geben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu entscheiden, ob die Wißenschaft, zu der er den Grund legen will, eine Aussicht auf Dauer hat.

168.

Der weiße Hirsch.

(Von Ludwig Uhland.)

Es giengen drei Jäger wohl auf die Birsch,
sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum,
da hatten die drei einen seltsamen Traum.

„Mir hat geträumt, ich klopft auf den Busch,
da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!“

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!“

„„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da stieß ich lustig ins Horn, trara!““

So lagen sie da und sprachen, die drei,
da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara!

169.

Daumesdick.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Heerd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ists so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ists so laut und lustig.“ „Ja,“ antwortete die Frau, und seufzte, „wenns nur ein einziges wäre, und wenn es auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein: wir hättens doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein,“ und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließens nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfieng.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er vor sich hin: „Nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Vater,“ rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.“ Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr, und rufe ihm zu, wie es gehen soll.“ „Nun,“ antwortete der Vater,

„einmal wollen wirs versuchen.“ Als die Stunde gekommen war, spannte die Mutter an, und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr, drauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, jüh und hoh! hott und har! Nun gieng es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „har, har!“ rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Mein,“ sprach der eine, „was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen.“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein, und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der linken und holte mit der rechten sein Söhnchen aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseit und sprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen, wir wollen ihn kaufen.“ Sie giengen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er solls gut bei uns haben.“ „Nein,“ antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt, und ist mir für alles Geld nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinauf gekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren, und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter.“ Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So giengen sie bis es Abend und Dämmerung ward, da sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nöthig.“ Der Mann nahm den Hut ab, und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herrn, geht nur ohne mich heim,“ rief er ihnen zu, und lachte sie aus. Sie liefen herbei, und stachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück; bald auch war es stichdunkel, so daß sie mit Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unter=

irdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Finsternis so gefährlich gehen," sprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!" Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob," sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen," und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „Wie wirs nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Gold und sein Silber zu holen?" „Das könnt ich dir sagen," rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?" sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen." Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen." „Wo bist du denn?" „Sucht nur hier auf der Erde, und merkt wo die Stimme herkommt," antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und huben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen," sprachen sie. „Seht," antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein, und reiche euch heraus, was ihr haben wollt." „Wohlan," sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst." Als sie bei dem Pfarrhaus ankamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?" Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit Niemand aufwacht." Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem: „Was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?" Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, „der kleine Kerl will uns necken," kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach Ernst, und reich uns etwas heraus." Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein." Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, gieng ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune: die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett, und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er sich ausruhen bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja es gibt viel Trübsal und Noth auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie

einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewar wurde, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott,“ rief er, „wie bin ich in die Walkmühle gerathen!“ merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und darnach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergeßen,“ sprach er, „und scheint keine Sonne hindurch: ein Licht wird auch nicht wohl zu haben sein.“ Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.“ Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet.“ „Du bist verrückt,“ antwortete der Pfarrer, gieng aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.“ Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist, und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, das war nicht leicht, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück: ein hungriger Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht; „vielleicht,“ dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden,“ und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Goße hineinkriechen, und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du eßen willst,“ und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Goße hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet, und fieng nun an, in dem Leibe des Wolfs einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein,“ sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf.“ „Ei was,“ antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefreßen, ich will mich auch lustig machen,“ und fieng nun

von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschraken sie, und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht todt ist, so haust du auf ihn, und zerschneidest ihm den Leib." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters, und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs." Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden," und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Darnach holte er aus, und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederstürzte, dann suchten sie Meßer und Scheere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!" „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" „Wo bist du denn all gewesen?" „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Wanst: nun bleib ich bei euch." „Und wir verkaufen dich um alle Reichthümer der Welt nicht wieder." Da herzten und küssten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu eßen und zu trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

170.

Der gelähmte Kranich.

(Von Ewald Christ. v. Kleist.)

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
als am Gestad ein Heer von Kranichen
zusammenkam, um in ein wirtbar Land
jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht er
in sich gekehrt, „ich half so viel als ihr
zum Wohl von unserem Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
mir auf der Reis' ergeh'n! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug!
Ich Unglückseliger! das Waßer wird
bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar

beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
auf Lotosblättern oft, womit die See
bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab!
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
ihr Redlichen, die ihr, mit Gram erfüllt,
das Leben oft verwünscht: verzaget nicht,
und wagt die Reise durch das Leben nur:
jenseit des Ufers gibts ein beßer Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

171.

Walther von Thurn.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Der tapfere, französische Ritter, Walther von Thurn, ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von Ferne ein langes klägliches Gestöhne. Gewis, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengt hin auf seinem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern engen Kluft stand, stutzte und zitterte es, bäumte sich und schäumte ins Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen, männlichen Löwen blitzten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuern Schlange, welche sich schon um Leib und Schweif des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wüthenden Feindin erlöst sah, erhub er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähne, streckte den Leib, und nahte sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen unerschrockenen Helden, und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm, wie ein Hund, auf dem Marsche über Flüße und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen, und hatte viele tapfere Thaten verrichtet, und einen berühmten geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem fernen, theuern Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten treuen Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Thier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück, und fuhr allein ab. Da erhub der Löwe ein langes klagendes Gebrüll, lief ängstlich am Strande auf und ab, stund dann am Ufer stille, schaute dem Schiff nach, und stürzte sich endlich ins Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus, und beschloß, das edle Thier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft, er blickte noch einmal mit treuen, hellen Augen nach dem Ritter und versank.

172.

Friederich Barbarossa.

(Von Friedrich Rückert.)

Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schloße
hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
darauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
darauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
sein Aug halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr."

173.

Der Löwe.

(Lenz, Naturgeschichte, I. Seite 187 ff. und Kaup, Thierreich, I. Seite 305.)

Der Löwe ist einfarbig gelb; das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; sie gibt ihm ein majestätisches Ansehen und zeichnet ihn vor allen Katzen aus. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt 5 Fuß zwei Zoll; der Schwanz, welcher am Ende mit einem Haarbüschel versehen ist, hat eine Länge von zwei Fuß zwei Zoll; doch wird derselbe mitunter bedeutend größer. Die Löwin bekommt zuweilen nur ein Junges und nie mehr als sechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskatzen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf, die Mutter vertheidigt sie mit furchtbarer Wuth. Jetzt findet sich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran grenzenden Gegenden Asiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und

Griechenland zwischen den Flüßen Nestus und Achelous. Er ist nach dem amerikanischen Jaguar und dem asiatischen Tiger das fürchterlichste Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahre 1760 starb in England ein Löwe, welcher über siebenzig Jahr im Tower eingesperrt gewesen war, und ein anderer starb ebendaselbst in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Mittheilungen kennen lernen:

„Der Löwe," sagt Lichtenstein, „erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemeßen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewis gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren laßen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mistrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreiß des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Capcolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

„Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Colonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreiß um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschoßen, und indessen er

sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken so viel Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schußes gewis sind und sich darauf verlaßen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein Paar Beispiele. Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschoßen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Secunden erholte sich das Thier, und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerißen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppiren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschießen, möge es treffen wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Ross noch Reiter zu verletzen."

„Nicht so glücklich war ein anderer, Namens Rendsburg, der mit einem Vetter eben dieses Namens auf die Löwenjagd gieng. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehen, entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hilfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bißen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Meßer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Katze die Brust an mehreren Stellen

durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerißen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander gerißen, auf ihm den todten Löwen, das Meßer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverluste, seinen Geist auf."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirges (unweit des Elephantenflußes) die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren zwei und zwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen. Die meisten davon waren junge und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren Preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten."

„Bei Rietriviersvoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyk folgendermaßen: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder fliehen in ihren Schooß. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet wie ich war, alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stund. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hineinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirn, daß er weiter sich nicht regte." —

Nicht selten wird der Löwe, wenn er schläft, von den Hunden geweckt, welche stets die Begleiter der Karavanen sind; so erzählt Burchell einen hierher gehörigen Fall: „Es war ein heiterer Mittag, als unsere Hunde sich

gefielen, das schilfreiche Ufer eines Flußes zu durchspüren, und plötzlich ein ganz eigenthümliches und bestimmtes Bellen anschlugen; wir forschten der Ursache des Bellens nach, und wurden bald überzeugt, daß sie einen Löwen erblickt hatten. Wir trieben sie an, und bald genoßen wir den vollen Anblick eines großen mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die letztere sahen wir jedoch kaum eine Minute, so schnell verschwand sie in den Binsen. Der Löwe hingegen stund still, und faßte uns scharf ins Auge. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr, denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und schien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meisten von uns waren zu Fuß, und ohne die gehörigen Waffen. Indessen hatten wir keine Zeit zur Flucht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt mein Pistol in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und ebenso vorbereitet hielten sich andere, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und den Löwen zu stellen, umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieser Thiere war wahrhaft bewunderungswerth; immer näher rückten sie von der Seite auf das mächtige Thier, und drohten dann ins Gesicht mit heftigem Bellen, ohne die geringste Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, seiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete seine Augen nur gegen uns. Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tatzen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt; eine kleine Bewegung mit der Tatze, und todt lagen zwei der muthigen Kämpfer auf der Erde. Es geschah dieß ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man kaum den Erfolg davon begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb in derselben ruhigen Stellung, und gieng hierauf weiter."

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dieß gieng so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuern Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dieß vollkommen glücklich abgelaufen, und doch gieng endlich das alte und wahre Sprichwort in Erfüllung: „Wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, kommt darin um." Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum zur Hälfte anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopf-

haare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen laßen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein anderer dieß Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblicke an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu misfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dieß bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahre alt.

174.

Der Löwe.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen. Rotweil. Nr. 50.)

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit

Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich beisammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wiederzufinden.

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt, und rief laut: Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe! Der Sklave ward freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne Jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen:
laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

175.

Jung Siegfrid.

(Von Ludwig Uhland.)

Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
gieng von des Vaters Burg herab.

Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
wollt wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth,
mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
das war ihm bitter und leid genug,

Und als er gieng im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister, mein!
laß du mich deinen Gesellen sein;

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen [kunnt,
er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang
macht' er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun schlag ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

176.

Der Schneider von Gastein.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 216—253, 261—282, 290—296.)

In dem Wildbad Gastein gibt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl hinauf kommen. Ich will nur einer Merkwürdigkeit, welche so manchem wißbegierigen und sorgfältigen Beobachter entgangen ist, erwähnen, nämlich der wandernden Schneider in den Tauern,* über welche ich während meines Aufenthaltes in diesem Hochgebirge zuverläßige Nachrichten eingezogen habe.

Wer sich als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brot verdienen will, braucht nicht erst in Paris Meister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Altgeselle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nöthigen Kleidern versehen. Der Kleidermacher in diesen Bergwinkeln weiß nichts von der Mode, und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Collegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte: mit einer guten Scheere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln in der Tasche, wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur dadurch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Richtmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Treu und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloßer Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder unrechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloßer Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseeltes Herz, und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannigfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berather und Tröster. Ja, wenn ich als Seelenhirte in einem Sprengel lebte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander lägen, wie in dem Hochgebirge, und das Glück hätte, einen solchen werthen Mann unter

---

* Tauern sind die Salzburger und Kärntner Alpen.

meiner Heerde zu besitzen, ich würde ihn als meinen Mitarbeiter betrachten, und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr machen laßen, als ich eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Korinth seinen Gesellen Paulus. — Uebrigens widmen sich diesem Handwerke meistens nur schwächliche junge Leute; die stärkeren gehen dem Vieh auf den Alpen, mehrentheils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indes ich diese und andere Nachrichten über die wandernden Schneider in den Tauern von meinem Tischnachbar an der Wirtstafel einzog, legte mein Reisegefährte Meßer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe, und ersuchte den Wirt, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malnitz an der südlichen Abdachung des Hochgebirgs bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gesprächs. Wir erwarteten — denn wir waren damals noch um zwanzig Jahre jünger und unerfahrener als jetzt — einen jungen, rüstigen Mann in der vollen Tracht eines Bergjägers, mit der Feder des Auerhuhns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Büchse am Schulterriemen. Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirt besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genoßen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers, und trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben gespart hatte, gleich dem Schneider, von dem es mit Rock, Weste und Hose überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei rothen krankhaften Flecken bezeichnet. Eine von den dürren Händen hielt einen Hut mit breiten Krempen und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem Wanderbündlein zur Noth der Träger selbst noch Platz gehabt hätte. Der tiefste Respect schien das Männlein theils noch mehr zusammen zu drücken, theils seine Glieder zu lösen. Vielleicht trug auch das Gespräch beim Frühstück das Seinige dazu bei; denn er hatte es, ehe er von dem Wirte vorgestellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen!“ sagte mein Gefährte im ersten Zorn über den Wirt. „Wir haben einen starken Mann bestellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Weges entweder liegen laßen oder tragen müßen. Die Tauern im Oktober sind keine Maulwurfshaufen, über die könnte man auch ohne einen Schneider kommen.“

Bei diesen Worten meines Freundes beobachtete ich den Mann, über welchen sie ausgegoßen wurden. Die Flecken auf seinen bleichen Wangen

wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dieß war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil seines Widersachers und Verächters zwar sein Herz getroffen, aber ihn sonst unberührt gelaßen hatte. Mit einer bewundernswerthen, nur den wahren Nachfolgern des Herrn eigenthümlichen Ruhe erwiderte er seinem Beleidiger: „Gnädiger Herr, versuchts halt mit mir. Unser Herr Gott hat schon schwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinüber geholfen.“

„Sein Weib,“ fügte der Wirt hinzu, „ist schon lange krank, und seine fünf Kinder haben nichts zu eßen.“

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle meines Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund gieng immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Waßerfälle, den Morgenwind in den Steinklüften, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel.

Ich für meinen Theil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielerfahrnen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr und mehr zu erkennen gab. Er fieng nun an, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch ich zu Hause Weib und Kinder hätte, welche mir mitunter viele Sorgen und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei, und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnakenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenoßen gewesen wie eine Schnake unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respect zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gaße zu bilden, und auf dem ein dicker, in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige hielt, in der, nach einem von dem Wirte am Morgen ertheilten Rathe, Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirte in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlaßen worden war, schürten wir von dem noch vorräthigen Holz ein Feuer an, und setzten uns um den Heerd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mittheilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war uns nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemsjäger in

den Tauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können. Nach einiger Zeit aber schaute er durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Der Tag dauert nicht ewig," sagte er, „und ich meine daher, es sei Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen."

2.

Wir an dem Heerde folgten der Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchem wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche, vielleicht nur wenige Klaftern über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Muthe; aber die fliehenden Pilgrime selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herrlichkeit der langen Tauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz von wenigen Quadratschuhen, worauf wir stunden oder giengen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hinein warfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte gieng es auf einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinnende Schneewaßer in die nackten Seiten des Bergs gezogen hatte. Theilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritt unseres Weges zu viel unnöthige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so ersprießliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheideck der Bergkette, auf welcher die Grenze zwischen Salzburg und Kärnten hinläuft. Auf dieser Grenze und an dem Wege, den wir kamen, stund ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Näße wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einer dichten weißen Glanzdecke überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und naßen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hängen geblieben

waren und, als wir vorübergiengen, noch einen dichten und durch die Kanten des heiligen Denkzeichens scharf begrenzten Ueberzug bildeten.

„Ei," sagte ich da zu meinem Reisegefährten, „welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte."

„Ja, mein Herr," sagte der Führer, der mit mir stehen geblieben war, „dieses Kreuz hat überhaupt zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnten hinunterschaut, schreiben laßen: ‚Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen.' Denn die Gichtbrüchigen, die aus dem Kärtner Lande oder noch weiter her auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niedersetzen zu laßen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinunter geht, über den sie oft gar nicht mehr zurückkommen oder, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Beßerwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit, oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Darum würde ich auf die Gasteiner Seite die Ueberschrift schreiben laßen: ‚Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.'"

„Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieeten. Die eine auf dieser, und die andere auf jener Seite, beide in einer und eben derselben Angelegenheit, die eine um zu danken, und die andere um zu bitten. — Die Sache gieng aber so zu."

„Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malnitz hinüber gieng, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butte auf dem Rücken, kommt, an das Fenster klopft und fragt, ob Alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette und von der Gicht an den Händen und Füßen gelähmt. Sie hatte schon viel erlitten von Aerzten, von studirten und unstudirten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Eßen und Trinken mußte man ihr reichen, wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelkissen gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen laßen, bis eine fremde Hand oder die Nacht kamen und sie verscheuchten. Denn auch ihr Nacken war steif, wie ihre Glieder."

„An einem solchen Schmerzenslager wird Jedermann zum Doktor. Ich

rieth der Patientin, unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar vielen geholfen habe, und das Heilwaßer zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei."

„Ihre Brust, erwiderte das kranke Weib, sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Waßer bleibe; aber sie sitze am Teiche Bethesda, und habe und wiße keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters, und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und —"

„Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewis noch lange damit geplagt, Alles aufzuzählen, was sie nicht fortlaße. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen an der Bettstelle stund, that ihr Einhalt und sprach: ‚Mutter, sagt doch nicht, daß ihr nicht fort könnt. Verlaßt euch auf mich, ich will das Haushalten führen. So lang ihr gesund wart, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Zäunen und unter den Büschen; seitdem ihr aber darnieder liegt, hab ich Alles gethan nach eurem Wort, und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe, vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Immen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt ihr oft gesagt, lehre der Herr die, welche gutes Willens sind und ihn anrufen.‘"

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsenschuß oder zwei vom Wildbad, könntet ihr bleiben, bis der Herr zu euch sagen wird: ‚Steh auf, nimm dein Bette und geh heim!‘ Ich verlange nichts dafür, als daß ihr meiner kleinen Elsbeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie euch die Fliegen wehrt. Ueber die Tauern werdet ihr aber bald sein; vorgestern schneiderte ich bei dem Walter am Gsteig; zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm, an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer, tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauern, sondern macht es wie die Leute in Capernaum: nehmt euch eine Bahre dazu, und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dieß wird euch, wenn ihr es um Gottes willen thut, beßer sein, als wenn ihr euren Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet."

„Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, Nein zu sagen; die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir

schon am Medardi-Morgen an dem Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knieen. Die Patientin lag daneben, in Decken eingewickelt, und zusammengekrümmt wie ein Schaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Gichtbrüchige sammt der Bahre an meiner Hausthüre stehen, und giengen dann ihres Weges weiter hinunter."

"Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an, und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer als beßer zu werden, und ein starker Hautausschlag, der sich bald zu der Gicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malnitz das verlaßene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht, wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimat ruhen könnte. Aber ich trat kräftig und streng dazwischen, und sagte zur Tochter: Du, Christel, gehst wieder heim, und kommst nicht eher wieder, als bis ich es dir sagen laße. Du brauchst deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und zu der Andern sagte ich: Ihr aber, Staudacherin, bleibt, wo ihr seid. Ich meine, ihr habt euch bisher ein wenig zu viel auf das Waßer verlaßen. Aber Waßer thuts nicht allein. Verlaßt euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und er wirds wohl machen."

"Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad, und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst wurde ihr Gemüth ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Cur von innen heraus anfangen, wie bei dem Gichtbrüchigen, dem er zurief: ‚Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!' Dann kehrte der Schlaf zurück, und als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf ihre Füße stellen, zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und verneut, wie ein Adler durch die Federung, ein Wunder in den Augen Aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten, und sie nun sahen."

"Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war zum funfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und

wir wollten ihn nicht wieder fortlaßen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Tedeum * dazwischen; hinter diesen giengen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant ** auf einem blauen Kissen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen laßen, damit er sie auf dem Altar unserer Kirche niederlege und so auch Gott die Ehre gebe, der ihm funfzig Mal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte; hinter dem Grafen giengen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malnitz herübergebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt, und dann neben dem Altare zum Gedächtnis aufbewahrt werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherrlicht hatte, gieng hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeindesäckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmeren Badgäste von dem Grafen im Wirtshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stund eine zinnerne Schüßel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte und vertheilte das Uebrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen."

„Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von Neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die, wie die ihrige, in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird."

„Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Feste nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein, und gieng zeitig zu Bette. Früh um zwei Uhr trat sie mit mir den Rückweg an, frisch

* Ein geistliches Lied, welches anfängt: Te deum laudamus, auf Deutsch: Herr Gott, dich loben wir.

** Ein Diener bei den geistlichen Aemtern.

und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgenthau von den Matten in die Schroffen * zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stund am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze."

"Vor demselben gegen Kärnten zu lag schon eine andere Person, die mit ihrem Gesichte fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieeten auf der andern Seite zum Gebet nieder."

"Während wir noch beteten, stund die andere Person auf, und grüßte, als sie an uns vorübergieng, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' und ich antwortete: ‚In Ewigkeit, Amen!' Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab gegrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen stunden einander wie Salzsäulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: ‚Bist dus Christel?' und von der andern: ‚Seid denn ihrs, Mutter?' Und die Freude war unbeschreiblich."

"Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht, und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere vergieng, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ; wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopf bringen. Deswegen übergab sie eines Abends das Haushalten der Nachbarin, und machte sich, früh, da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen."

"Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstrahlen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwindes den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brosamen von dem gestrigen Mahle. Christel berichtete dabei der Mutter, es stünde im Hause Alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indes zwölf geworden, und hinter jeder Gais liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etliche Male etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und hieng ihn der guten Christel um den Hals."

3.

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem

* Die schroffen Felsen.

Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man kitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten im Rücken hatten, fieng das Unwetter an, fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee gieng schon fast allenthalben über die Kniee, an manchen Stellen war er so angehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hinter einander gehen, damit die Andern zu Hilfe kommen konnten, wenn Einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längern Waten im tiefen Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwitzten nicht mehr wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich ich und mein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun, es keine Ueberwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlaftrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes, aber stärkeren Geistes denn wir, ließ die starke Versuchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir müßten, sagte er unter andern, doch bald an den Heuschuppen des Wirts von Malnitz kommen; hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Waßerfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr noch nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchdringliche Schneelagen sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Waßer, nach welchem wir unsern Weg richteten, nichts mehr gehört. Das trübe

Tageslicht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnitz herauf, woher, wie aus einem tiefen Schlunde, die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller und bald dumpfer, je nachdem ihre Töne mehr in den Fluten des Luftstromes untergiengen oder auf denselben fortgerißen wurden. Als sie auch in das Ohr unsers Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mags bedeuten
dieses späte Glockenläuten?
Es bedeutet abermal
meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
bald wird auch der Tod herkommen;
Drum, o Mensch, so schicke dich,
daß du sterbest seliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee, und versetzten mich in die Stube, wo ich sie so oft mit Vater und mit Bruder und Schwester in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde lang bei diesen Lieben, und vergaß darüber die irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr gieng, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!" Denn wir waren indes um eine Felsenecke getreten und stunden vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stund auf Pfählen, so daß das Regenwaßer darunter weglaufen konnte. Eine Thüre zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Oeffnung, die mit einem Laden verschloßen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Oeffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes nothleidendes Fahrzeug vor den Scheeren * bei Stockholm ohne einen Führer. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an der Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Oeffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit einem hölzernen Riegel verschloßen. Und so

* Scheeren heißen die Felsenklippen an der Küste Schwedens.

kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen laßen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und diese wären noch weniger willkommen zu heißen, als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit beßer, als in so manchem Wirtshause auf dem übrigen Theil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu und gegen Wind und Wetter wohl verwahrt. Das wohlriechende Bergheu hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkissen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazin seiner Heimat angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrathe mit Speise und Trank erquickt hatten, schloßen wir auch den Laden mit einem tragbaren Nachtriegel, welchen mein Freund, der süddeutschen Wirtshäuser wegen, zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiter ziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserem Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben, und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu rieth uns der Führer beim Frühstück, unseren Speisevorrath möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirtschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause von Wind und Schnee belagert, zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewis den größten Theil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müßen es heute noch dem wackern Mann von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überlästiger Schwätzer zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen und auf eine eben so wenig ermüdende als aufdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns

die folgende Geschichte zum Besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder gibt, weil sie dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernsten Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl,“ begann unser Führer, „daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Mag es damit stehen wie es wolle, das geht mich nichts an; wie es aber in dem Kloster von Villach zugeht, weiß Niemand beßer, denn ich, weil ich als Geselle mit meinem Meister oft darin arbeitete an Kutten und Meßgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag ihr Krüglein Wein; aber ich meine, auch St. Augustin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Aergernis genommen. Auch jeder durstige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat ers, so legt er dafür ein Schärflein in den Opferstock auf dem Kreuzgang; hat ers nicht, so ist der Bruder Kellermeister mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner gibt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und sagte, nachdem er sein Krüglein geleert hätte: ‚Noch eins! ich wills bezahlen!‘ so würde der Bruder Kellermeister antworten: ‚Der Prior hats verboten,‘ das Krüglein ganz ruhig in den Spülkeßel tauchen und wieder an seinen Platz in das Eckschränklein stellen. — Reichten nur unsere Schenkwirte auf dem Lande und in der Stadt ihren Gästen auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den seinen, ich meine, es wäre für die Gäste am besten, und den Wirten könnte es der Herr auf eine andere Weise gut thun.“

„„Aber, Meister Erzberger, so werden die sechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen,““ warf mein Freund aus einer finsteren Ecke der Arche dazwischen, um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun,“ fuhr dieser fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schaar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei solchem Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — „nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrime und Wanderer, und die Mönche sollten nach seinem letzten Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrime und Wanderer wären. — Die Mönche laßen die Weingärten im Herbst lesen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und laßen den Wein abholen. Heuer traf jene sechs Männer in Malnitz die Reihe.“

„Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis.

Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schifflein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen, wie eine große graugelbe Waßerschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfieng, über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz gieng ungefähr hundert Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie stunden einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wandten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde."

"Die armen Leute waren nun so schlimm daran, als Israel im Thale zwischen den Aegyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wellen, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm."

"Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hiengen und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen dabei zu Muthe sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter."

"Ja, denkt euch, meine Herren," fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, "wir stünden jetzt, statt unter diesem leichten Schindeldach, unter dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg; alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschloßen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen großen Riß, und aus diesem Sprunge rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt euch das recht lebhaft, und ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malnitzer am Fuße des Bredils."

„Für die in Bleiberg jenseits des Sees waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Nothschüße, und sie sahen von Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst hinüber, und beriethen sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, misglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wär für die Knappen, die aus den Bleigruben hervor eilten, ein gar Leichtes gewesen; aber so lange der schnell eingetretene Thauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre eben soviel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufeln handtieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa funfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that."

„Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Caplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herrn bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte."

„Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Muth und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelaßen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See, sich selbst bauten sie unter einer etwas überhangenden Felsenwand theils aus den einzelnen Theilen ihrer Wagen und theils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander an den Felsen, die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmelthiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, das heißt die Ausgänge derselben, mit Gras und Moos verstopfen."

„Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich

hineinbegeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Uebergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter krachten wohl einige Male unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen."

„Nun wollten die jüngeren und unerfahreneren von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen; aber der alte Walther am Gsteig rieth, die Reuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß die Dachse mit ihren Hinterledern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen."

„Dieß geschah auch. Als der Tag graute, und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern anderen Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen."

„Bis es wieder dämmerte, war Alles geschehen. Die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nimmer ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeunerfamilie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstickten nicht respektirt."

„Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehnsleute mit einem Faße Udiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen, und womit diese ihr Osterfest feierten, ein jeglicher jedoch in dem Maße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben."

4.

Damit schloß unser Führer seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, worin er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und ich richtete daher in der Finsternis der geschloßenen Arche die Frage an ihn, ob der Meister Erzberger auf seiner

Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen, als bis nach Salzburg," antwortete der Schneider, „und von da nach einem halben Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen ‚guten Morgen' gegeben hat. Kann ich beßer reden, als meine Landsleute, so habe ich es zum Theil von den Badgästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte, meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schatze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken."

„Was für ein Buch ist es denn? was steht auf dem Titelblatte?" fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch," antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimnis, „fängt an mit den Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und schließt mit dem Gruße: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen."

„In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Badmeister in Gastein hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Eltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es. Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich selbst lesen konnte. Aber jedesmal sagte er am Ende: Hänsli, wenn du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und du magst sehen, wer dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt."

Mein Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert, und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geraden Wegs und schaarenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittageßen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorraths aus dem Korbe gethan und vor unsern Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so bloß, und des Brotes war schon so wenig geworden, daß wir einmüthig beschloßen, das Mittagsmahl auszusetzen und

bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschloßen, der wandernde Schneider aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathhause nach Süden gegenüber liegt, und an dem wir gestern vorübergegangen sind, seine Ziegen, und bald gesellten sich, wie gewöhnlich, noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Nadeln an den Wedeln der Zwergföhre praßelnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstunden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstufe finden möchten, so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren, erzählte bei dieser Gelegenheit einer der Knaben, als der Herr Bischof von Salzburg eine ganze Gemeinde wegen Abfalls von der Kirche aus dem Tefferegger Thal austrieb, sei ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen, und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davongelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch einmal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört.“

„Ueber dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. ‚Seht,‘ sagte er dabei zu seinen Spielgesellen, ‚das ist das Uebrige von einer geweihten Kerze. Des Meßners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Else hat ohnedieß noch drei, immer eins größer als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange, als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch einmal so lang, als von da bis zum Rathhausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müßen die bösen Geister aus dem Wege gehen.‘“

„Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatzgraben nicht bloß ein Dutzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergeßen hat.“

„Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Anschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad herauf getragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die kecken Knaben giengen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinfiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer als der Abendstern. Aber sie sahen nichts als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehen wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu putzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht auf einander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg, und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohlerhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Füße zusammengestellt, seine Kleider ein Sonntagsanzug. Kurz, Alles ließ vermuthen, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren, aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stund noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer zinnbeschlagener Krug, und darunter lag ein Säcklein.“

„Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater als der kleinste und schwächste unter seinen Gesellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald, aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinfiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder ins Freie, einige leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen.“

„Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Ankläger ihrer nachläßigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Miethling von seiner strengen Mutter

mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgiltige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als einmal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gern einen Finger aus meiner rechten Hand darum."

„Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich, und dankte Gott unter vielen Thränen, daß er ihr Flehen so gnädig erhört habe. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter, wegen des gefundenen Schatzes, zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber aufs ernstlichste, Jemand von seinem Funde etwas zu sagen."

„Seitdem," fuhr der Schneider fort, „also fast seit hundert Jahren, ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher Weise unter unserem Dache immer so ruhig und stillfreundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wenn die Sonne den Schnee auf dem Dache schmilzt und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Kanarienvogel anhebt zu dichten."

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte. Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorraths ein Freudenmahl angestellt und bei geöffnetem Laden offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wateten vollends nach Malnitz hinab.

177.

Der reichste Fürst.

(Von Justinus Kerner.)

Preisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üppger Fülle,
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edlen Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hälts verborgen:
daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
jedem Unterthan in Schooß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! ihr seid der reichste,
euer Land trägt Edelstein!

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite
* Das Frühlingsmahl. W. Müller.	1
Das Hirtenbüblein. Grimm.	1
* Der Vogel am Fenster. W. Hey.	2
* Des Vogels Freude. Peinhardstein.	2
Der Knabe im Feldlager.	3
* Um ein reines Herz. G. Neuß.	4
Der Hund von St. Bernhard. Lenz.	4
* Knabe und Hündchen. W. Hey.	5
Die sonderbare Mauer. Chr. Schmid.	6
Fritz Oberlin.	6
Sonnenkäfer. Lenz.	7
* Marienwürmchen. Wunderhorn.	7
Doktor Allwißend. Grimm.	8
* Räthsel um Räthsel. Wunderhorn.	9
Der Diogeneskrebs. Lenz.	10
* Fuchs und Ente. W. Hey.	10
Der Fuchs. Raff.	10
Trau, schau, wem? Seb. Franck.	13
* Fuchs und Hahn. W. Hey.	13
Der schlaue Pilgrim. Hebel.	14
* Die Faulheit. Lessing.	15
Mährchen von der Unke. Grimm.	15
Die Bettlerin. Chr. Schmid.	16
* Lied eines Armen. Uhland.	17
Adams Tod. Herder.	17
* Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ. E. M. Arndt.	18
* Morgen. W. Hey.	18
Der Negersohn.	19
* Gott weiß. W. Hey.	19
Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth. Schubert.	20
* Kinderabendlied. W. Hey.	22
Die Hirtenflöte. Chr. Schmid.	22
* Hirtenreigen. Joh. Falk.	23
Dornröschen. Grimm.	23
* Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Rückert.	26
Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.	27
* Die Störche. W. Hey.	27
Der Kranich. Kaup.	28
* Wachtel wacht. Wunderhorn.	30
Unglück der Stadt Leiden. Hebel.	31
* Gottes Treue. Fr. v. Meyer.	32
Das Lächeln im Tode. Chr. Schmid.	33
Die Sternthaler. Grimm.	33
* Der gute Hirte. W. Hey.	34
Rabbi Möir und seine Gattin.	34
* Morgenlied. E. M. Arndt.	35
* Gute Nacht, mein Kind. Wunderh.	35
Die Verwandlung der Insekten. Schubert.	35
* Frühlingslied. Hölty.	36
* Pudel. W. Hey.	37
Der Igel. Lenz.	37
* Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. Rückert.	39
Sechse kommen durch die ganze Welt. Grimm.	41
* Till. Gellert.	45
Kannitverstan. Hebel.	45
* Räthsel.	47
* Die drei Feste. Joh. Falk.	47
Der Solenhofer Knabe. Stöber.	48
* Des Knaben Berglied. Uhland.	53
Die Schlangen. Schubert.	53

	Seite
* Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger. Rückert	56
Die Kartoffel. Schubert	57
* Abendlied eines Bauersmanns. Matth. Claudius	58
Der Brotbaum. Funke	58
* Sprüche	59
Hans im Glück. Grimm	59
* Die beiden Wächter. Gellert	63
* Die Schwalben im Dorfe. Rückert	64
Der Pilger. Chr. Schmid	64
* Beim Aufstehen. Rückert	65
* Winterlied. Krummacher	65
Der Wolf. Schubert	66
Das Kind und die Wölfe	67
* Im Sommer. Göthe	68
Deutsche Herzhaftigkeit	68
* Graf Eberhard Weißdorn. Uhland	69
Der kleine Bergmannsknabe. Schubert	69
* Schifffahrt. Rückert	74
Der Rabe Noahs. Herder	74
Die Taube Noahs. Herder	74
Der Regenbogen. Chr. Schmid	75
* Eichhorn und Wind. W. Hey	76
Der Muth einer Katze und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen	76
* Die Katzen und der Hausherr. Lichtwer	77
Klein und groß. Hebel	77
* Schwan und Kind. W. Hey	78
Der Strauß. Raff	79
* Vom Bäumlein, das spazieren gieng. Rückert	81
Die Bremer Stadtmusikanten. Grimm	83
* Drei Paare und Einer. Rückert	85
* Schwäbische Kunde. Uhland	85
Meister Hämmerlein. J. F. Schlez	86
* Hinz und Kunz. Claudius	88
* Ochs und Esel. Pfeffel	88
Das Wiesel. Lenz	88
* Ein gülden A. B. C. Claudius	91
Wessen Licht brennt länger? Stöber	92
* Die Sternseherin. Claudius	97
Das zerbrochene Hufeisen. Ch. Schmid	97
* Die Brücke	98
Herzog Leopold von Braunschweig	98
* Die Kapelle. Uhland	100
* Der Esel und die drei Herren. Nicolai	100
Die Gemse. Kaup	100
* Hirschlein	104
* Die vier Wünsche. Rückert	104
Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack. Grimm	104
* Der Tanzbär. Lessing	112
* Räthsel	112
Der Tod des alten Eberhard Stilling. Heinrich Stilling	112
* Sterben. Ph. v. Sittewald	119
* Stilles Gotteslob. Piepenbrock	120
Die Stimme der Thränen. Herder	120
* Wie oft Gott zu danken sei. Wunderhorn	121
* Wandersmann und Lerche. W. Hey	121
Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen. Hebel	121
* Der Blinde und der Lahme. Gellert	124
Der Bär. Schubert	125
* Das Männlein in der Gans. Rückert	126
Rübezahl, der Geist des Riesengebirges. Musäus	127
* Gott ists. W. Hey	136
Das kostbare Kräutlein. Chr. Schmid	136
* Der Lenz. Hagedorn	136
Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Grimm	137
* Roland Schildträger. Uhland	143
Das Dromedar. Kaup	146
* Das Fräulein Luft und Junker Duft. Rückert	148
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. Hebel	149
* Gottes Lob. Brentano	152
Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers. Schubert	152

Seite

Die Erde. Samuel v. Butschky. . 159
* Morgenlied. Buchner. 159
Die weiße Schlange. Grimm. . . 160
* Chidher. Rückert. 163
Der Hahn. Lenz. 163
* Räthsel. 166
* Der Vogel am Nest. W. Hey. . 166
Die sieben Stäbe. Chr. Schmid. . 166
Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden. 167
* Der Kranz der Frommen. Pach. 168
Des Rudi Mutter stirbt. Pestalozzi. 169
* An das gestorbene Schwesterlein. Rückert. 177
* Abendgebet. E. M. Arndt. . . 178
Ein gutes Rezept. Hebel. . . . 178
* Einkehr. Uhland. 180
* Knabe und Schmetterling. W. Hey. 180
Die Spinnen. Hebel. 180
* Der grüne Esel. Gellert. . . . 182
Rothkäppchen. Grimm. 182
* Das Blümlein. Göthe. . . . 184
Der Wolf und der Mensch. Grimm. 185
* Der Hengst und die Wespe. Gleim. 186
* Kinderlied von den grünen Sommervögeln. Rückert. 186

Seite

Der Bussard. Lenz. 186
* Schützenlied. Schiller. 188
Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg 188
* Abendlied. 196
* Weltkrieg. Rückert. 197
Heldenmuth. 197
* Wanderer. Wilhelm Müller. . 198
Boten göttlicher Vorsorge. Butschky. 199
* Sommerlied. Paulus Gerhardt. . 199
Der Zaunkönig und der Bär. Grimm. 200
* Der Maulwurf. Rückert. . . 202
Der Weinberg. Chr. Schmid. . . 202
* Der kleine Hydriot. Wilh. Müller. 203
Lebensbeschreibung des Thierbändigers van Amburgh. 204
* Der weiße Hirsch. Uhland. . . 211
Daumesdick. Grimm. 211
* Der gelähmte Kranich. Kleist. . 215
Walther von Thurn. 216
* Friederich Barbarossa. Rückert. . 217
Der Löwe. Lenz. 217
Der Löwe. Chr. Schmid. . . . 222
* Jung Siegfried. Ludwig Uhland. 223
Der Schneider von Gastein. Stöber. 224
* Der reichste Fürst. Just. Kerner. 243

Auflösung der Räthsel.

Sarg. Eis. Die vier Elemente. Der Hahn an einem Schießgewehr.

Stadtbibliothek Augsburg

8° Bild.
Wackernagel

Wackernagel, Philipp, 1800-1877

Deutsches Lesebuch

Bd.: 1

Stuttgart 1847

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 2066
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235133-0